Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenundzwanzigster Jahrgang

Nr. 22 — Marburg i. H., den 29. Mai — **1913**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk. Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Gotteserkenntnis — Die neueste Entwicklung der bremischen Kirche — Der Evangelisch-Soziale Kongreß in Hamburg. Eine kritische Betrachtung — Neue Glossen zum Balkankriege. 9. Zwangstaufen unter den Pomaken — Hermann Conradi — Verschiedenes: Renaissanceliteratur (Petrarca u. A.); Jesuiten im 16. Jahrhundert (Stoeckius); Vom belgischen Generalstreik; Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Gotteserkenntnis

1

Gott ist Geist. Joh. 4, 24.

Die Kinder lernen es in der Schule: „Gott ist Geist." So wie sie lernen: Die Erde ist rund. Daher weiß also Jeder das Urgeheimnis der Welt: er weiß, was Gott ist, und auf Befragen kann er es sagen.

Weiß man nun wirklich, was Gott ist? Richard Rothe sagt einmal, daß „kaum irgend Jemand einen wirklichen Gedanken mit dem Wort »Geist« verbindet." Also auch bei diesem Satze, daß Gott Geist ist. Man versucht dabei alles auf einmal zu denken, und dann denkt man nichts. Für so Viele ist ja das Wort Geist das Signal, daß etwas Langweiliges im Anzuge ist. Was denken also die Menschen, wenn sie hören, daß Gott Geist ist?

So lange die Kindervorstellung noch vorhält, daß Gott ein übergroßer König ist auf unausdenkbarem Himmelsthrone mit herrlicher, schrecklicher Macht, so lange ist er eine richtige, wichtige Lebenswirklichkeit. Aber wenn er bloß Geist ist, kann man dann nicht überhaupt auf ihn verzichten? Er verrinnt ja zwischen den Händen, zwischen den „Gedanken" zu nichts.

„Bloß" Geist! Wie Viele denken so! Aber Keiner will für geistlos gelten. Gottlos darf man als gebildeter Mensch sein, aber nicht geistlos. Wird es da nicht klar, daß es Geist nur für den Geist gibt und daß der Philistergeist noch gar kein Geist ist?

Es ist doch wahr, was Einer gesagt hat, „daß man den Geist nicht umsonst kriegt; daß man gejagt, geängstet, gebeutelt, geworfen werden muß, um Geist zu werden; daß man dem ersten, frischen, lustigen, bunten Leben absterben muß, um neugeboren zu werden als Geistmensch, . . . und so im Leben das zweite Leben zu leben."

Gottes Geist gibt es nur für solchen Geist, der mit Schmerzen geboren wird. „Niemand weiß, was in Gott ist, ohne den Geist Gottes" — „der natürliche Mensch vernimmt nichts vom Geiste Gottes, es ist ihm eine Torheit" (1. Kor. 2, 11. 14). Der Philister — das ist der natürliche Mensch — gähnt schon, wenn er von Geist hört. Es sei denn, daß Jemand mit Schmerzen von neuem geboren werde, kann er nicht in die verborgene, wunderbare Wirklichkeit Gottes hineinschauen, der in seiner überlegenen Art und Macht alle Menschen und Dinge ruhig in seinen Dienst stellt.

Damit wird die Erkenntnis Gottes aus allem Grübeln und aus aller gelehrten Betrachtung in die Werktagsarbeit der Seele verlegt. In die tägliche Arbeit mit dem brutalen Widerstand der Tatsachen und Erlebnisse. Denn was Geist ist, läßt sich nur an der wachsenden Ueberlegenheit über das bloß Tatsächliche erleben. Wer das begriffen hat, dem wird jede Schwierigkeit des Lebens eine Aufforderung Gottes, Geist zu werden, d. h. Macht über Dinge und Natur. Denn Gott schuf nicht nur, sondern schafft ohne Unterlaß den Menschen Ihm zum Bilde — zu geistigem Wesen.

Da lernt man ihn kennen, mitten im Werktag, wie er sein Werk an uns hat, sein ganz persönliches Werk. Eine Macht, die so deutlich zu bewußtem persönlichem Wesen erzieht, — kann die unpersönlich sein? Gott ist Geist — aber Richard Rothe hat doch auch darin recht: „anders als an der Persönlichkeit läßt sich der Geist nicht denken."

Wo das zur Klarheit kommt, da wird das Du geboren, mit dem das Fünklein im Menschen seinen Vater sucht:

> Du durchdringeſt alles;
> Wollſt mit deinem Lichte,
> Herr, berühren mein Geſichte!
> Wie die zarten Blumen
> Willig ſich entfalten
> Und der Sonne ſtille halten:
> Lehr mich ſo
> Still und froh
> Deine Strahlen faſſen
> Und dich wirken laſſen!

P J

Die neueste Entwicklung der bremischen Kirche

1

Es sind in jüngster Zeit in Bremen selbst Stimmen laut geworden, daß man überhaupt nicht mehr von einer bremischen Kirche sprechen könne, wenigstens nicht von einer bremischen Landeskirche, denn sie habe sich, wenigstens in der Stadt, in lauter Einzelgemeinden aufgelöst, die ihr Leben für sich führten und unter einander nur noch in losem Zusammenhange stünden. Jedenfalls hat das Personal- und Einzelgemeindetum hier eine Ausbildung erfahren, die kaum mehr eine Steigerung zuläßt, ohne daß die alte „Herberge der Kirche" in zwei Teilkirchen, eine positive und liberale, und vielleicht noch eine radikale Einzelgemeinde auseinanderfällt, und zwar zu einer Zeit, wo alles hinaus will auf eine festere Organisation. Und da fortgesetzt die bremische Kirche, in der der Liberalismus eine Alleinherrschaft weder aufgerichtet hat noch aufrichten konnte, ein Ziel der Angriffe für Orthodoxe und Monisten (s. u. a. die Märznummer des „Tags") bildet und seit dem Tauf- und Monistenstreit schon einige Jahre verflossen sind, auch auf kirchlichem Gebiete sich in neuester Zeit einige wichtigere Dinge hier abgespielt haben, will ich für den Leserkreis der Christlichen Welt einmal unsere kirchlichen Zustände beleuchten, zumal ich glaube, daß die modernen Theologen daraus für ihr Wirken mancherlei lernen können. Denn wir haben ein Kirchengebilde, wie es sonst in Deutschland kein gleiches mehr geben dürfte. Eine Beschreibung ist zugleich ein Stück moderner deutscher Kirchenkunde.

Ganz anders als in Hamburg und Lübeck, die längst eine

Kirchenverfassung haben, einen Senior, eine Synode 2c., auch eine Kirchensteuer eingeführt haben, gibt es in Bremen-Stadt so viele Kirchenverfassungen oder -ordnungen, als es Kirchengemeinden gibt, nämlich 14, dazu noch Kirchenordnungen für die Hafenstädte und eine kirchliche Gemeindeordnung für das Landgebiet. Das ist an und für sich kein Beweis gegen das Bestehen einer Landeskirche, denn es gibt auch andere deutsche Landeskirchen, in denen es mehrere Kirchenverfassungen gibt. Und im wesentlichen sind wenigstens die Kirchenverfassungen der älteren Stadtgemeinden einander gleich.

Unsere Kirchengemeinden sind auch nicht, wie in Hamburg und Lübeck, durch eine beschließende, an der Gesetzgebung beteiligte Synode und andere kirchliche Organe, Kirchenrat 2c. zusammengeschlossen, stehen aber alle unter dem Oberaufsichtsrecht des Senates. Die 1875 begründete Kirchenvertretung, die alle städtischen Gemeinden zuerst umfaßte, deren Beschlüsse aber keine bindende Kraft haben, besteht nur noch als kirchliches Rumpfparlament, seitdem die positiven Gemeinden ausgetreten sind. Erst seit einigen Jahren hat sich eine positive Gemeinde ihr wieder angeschlossen, die Friedensgemeinde; auch sind ihr die der Stadt neu angeschlossenen Vorortsgemeinden in den letzten Jahren beigetreten, mit Ausnahme einer. Die Gemeindeverfassungen können nicht ohne Genehmigung des Senats abgeändert werden, dem in allen Stücken die Oberaufsicht über das Kirchenwesen zusteht. Er hat nach § 57 d der Verfassung der freien Hansestadt Bremen: die Ausübung der Rechte des Staates in kirchlichen Angelegenheiten — unbeschadet der Mitwirkung der Bürgerschaft (also unseres Parlamentes) bei der Gesetzgebung, namentlich bei Anerkennung neuer Religionsgesellschaften — sowie des protestantischen Episkopatrechtes in herkömmlicher Weise, unbeschadet der bestehenden Rechte der kirchlichen Gemeinde. Er übt diese Rechte durch eine dreigliedrige Kommission für die kirchlichen Angelegenheiten aus und enthält sich fast aller Eingriffe in das innere Leben der Gemeinden, sofern er nicht angerufen wird. Die Einzelgemeinde hat die größte Bewegungsfreiheit und das weiteste Feld für ihre Selbstbetätigung. So bedeutungslos freilich, wie dieses nie fest umschriebene Episkopatrecht besonders von radikaler Seite hingestellt wird, ist es nicht: das beweist das Eingreifen des Senats in dem Tauf- und Monistenstreit. Die Lehrfreiheit des Geistlichen ist infolge unserer kirchlichen Entwicklung eine fast unbeschränkte geworden und wird vom Kirchenregiment auch nicht mehr angetastet werden. Wenn nicht etwa Organe der Gemeinde oder ein ansehnlicher Teil der Gemeinde Widerspruch gegen die Betätigung eines Geistlichen erheben, den sie auf die Berufungsschreiben des Senats und der Gemeinde gründen können, welche den Geistlichen verpflichten, als Diener der Kirche das Evangelium zu verkündigen. Auch alle Versuche, die bis in die jüngste Zeit gemacht wurden, nur ein Predigerkollegium zu gründen, das dem Senate wegen vereinfachter Geschäftsführung, einzufordernder Gutachten 2c. schon willkommen gewesen wäre, oder die Kirchenvertretung zu ergänzen, sind an dem Widerspruche einzelner Pastoren oder Gemeinden gescheitert. Das ist die Folge der Fälle Schwalb, Schramm, Kalthoff, Mauritz, Steudel, durch welche der Gegensatz zweier, jetzt dreier Richtungen so verschärft wurde, daß die feindlichen Brüder noch nicht wieder zusammenkommen konnten. In jüngster Zeit scheint sich eine Besserung zu vollziehen in Folge gemeinsamer Arbeit in einer von allen Gemeinden beschickten Kommission wegen kirchlicher Versorgung und in der Gesangbuchskommission, die zur Schaffung eines neuen Gesangbuchs niedergesetzt ist. — Es besteht also kein gemeinsames Organ der Kirchengemeinden zur Vertretung gegenüber dem Senate. Die bremische Geistlichkeit zerfällt in zwei Gruppen, die im Venerandum Ministerium der älteren Stadtgemeinden und im Kollegium der Domprediger zusammengeschlossen sind. Zu gemeinsamen Beratungen über pfarramtliche Dinge pflegen sie wohl auch die übrigen, dem Ministerium oder Dompredigerkollegium nicht angeschlossenen, städtischen Geistlichen, „die Wilden", einmal einzuladen. Das Ministerium und das Domkollegium haben einige besondere Rechte: Gutachten in kirchlichen Dingen, Ordination, Prüfung von Kandidaten 2c. Die Gemeinden und Geistlichen verhandeln also einzeln und direkt mit der kirchlichen Obrigkeit, was bei der Kleinheit unserer Verhältnisse keine zu schwere Sache ist. Das Ministerium hat einen Senior, den die Primarien der vier ältesten Stadtgemeinden U. L. Frauen, St. Martini, St. Ansgarii, St. Stephani mit je halbjährlicher Amtsdauer stellen. Er ist seit alten Zeiten nur der primus inter pares. Jede Gemeinde bestreitet ihre Ausgaben selbst aus den Zinsen ihres Kirchenvermögens, den freiwilligen Beiträgen der Gemeindeglieder, Kirchenstuhlmieten, Kollekten 2c. Der Staat gewährt keinerlei Zuschüsse. Eine Kirchensteuer wird in den Stadtgemeinden nicht erhoben, wohl aber in den Hafenstädten Vegesack und Bremerhaven und in den Landgemeinden. Als 1901 einige Vororte der Stadt angegliedert wurden, bekamen sie, um nun ohne Kirchensteuer leben zu können, eine Summe von je 80000—150000 Mk. aus Staatsmitteln zugebilligt. Parochialgrenzen bestehen noch für die altstädtischen Gemeinden, sind aber überall durchbrochen, wovon wir weiter unten noch zu reden haben werden. Konventsberechtigt, d. h. an der Verwaltung einer Gemeinde beteiligt, sind 1—2 Jahre nach der ersten Zahlung nur diejenigen Gemeindeglieder, welche einen, in den verschiedenen Gemeinden verschieden normierten festen jährlichen Beitrag an die Kirchen- oder Kommunionkasse entrichten, einen Kirchenstuhl in Miete haben 2c. Höchstens nur $^1/_5$—$^1/_6$ aller Kirchenbürger zahlen diesen festen, jährlichen Beitrag, der in einzelnen Gemeinden nur 1—2 oder 3 Mark beträgt; die übrigen schließen sich also selbst vom Konvente aus, ohne doch sich bei außerordentlichen Sammlungen zu versagen. Die Konvente aller Gemeinden, ausgenommen bei Wahlhandlungen, werden in der Regel schwach besucht. Die Gemeindeorgane (Kirchenvorstand, Diakonie) haben sich auch bis vor einigen Jahren selbst ergänzt, und der Konvent hatte nur unter den von diesen vorgeschlagenen Namen zu wählen. In jüngster Zeit sind in den meisten Gemeinden die Rechte der Konvente bei der Aufstellung des Wahlaufsatzes allerdings erweitert worden. Aber noch haben die Kirchenvorstände und Diakonen den stärksten Einfluß auf die Besetzung der Aemter und die Leitung der Gemeindeangelegenheiten, wenn auch die Konvente nach einem vollen, stolzen Worte unseres großen Bürgermeisters Smidt „die demokratischste Einrichtung der bremischen Kirche" sind oder sein könnten; nur in aufgeregten kirchlichen Zeiten und etwa noch bei Pfarrwahlen machen sie von ihrem Rechte Gebrauch. Im übrigen besteht in den Konventen die Meinung: Es ist doch schon alles vorher abgemacht, wenn wir zusammenberufen werden. Und gewiß haben es oft die Kirchenvorstände so gut vorher gemacht, daß die Konvente am besten tun, einfach Ja zu sagen.

2

Wie ist das so gekommen, vor allem, wie ist es zu einer solchen, fast unbeschränkten Selbständigkeit der Gemeinden gekommen? Ich habe es in meiner Geschichte der reformierten Kirche Bremens (1909), S. 142 ff. darzulegen versucht. Hier nur eine kurze Zusammenfassung:

Der Rat hat das in der Kirchenordnung von 1534 geschaffene Amt eines Superintendenten bald schon herabgedrückt. Er hatte Grund dazu, da die Heshusius, Musaeus eine Hierarchie aufrichten und den strengsten Kirchenbann einführen wollten. Die Bürger wollten sich das nicht gefallen lassen. Und als 1562 durch den Staatsstreich des Bürgermeisters von Büren der alte Rat gestürzt, die streng lutherischen Geistlichen abgesetzt und der erste reformierte Superintendent Christoph Pezelius berufen wurde, hat man doch auch ihm die Einsetzung eines geistlichen Konsistoriums oder Presbyteriums nach calvinischem Vorbild verweigert, und zwar wiederum weil die Bürger Bremens sich dagegen sträubten, die ohne Zweifel von Calvins Regiment Kenntnis erlangt hatten. Nicht lange darnach fing der Rat an, die Superintendentenstelle nur zeitweilig zu besetzen, und zwar dann, wenn er die streitenden Geistlichen wieder zur Einigkeit und Ordnung zurückrufen wollte. 1658 schaffte er auch den allmählich an die Stelle des Superintendenten getretenen, vom Ministerium auf Lebenszeit erwählten Senior ab und führte das sogenannte ambulante Direktorium ein, das jeder Inhaber nur $^1/_2$ Jahr führte. Damit war einer kon-

sequenten Kirchenpolitik des Ministeriums und der Bildung einer kirchlichen Tradition gewehrt, die Geschlossenheit des Ministeriums untergraben. Wieder muß um der Gerechtigkeit willen betont werden, daß die steten Streitigkeiten der Geistlichen, bald über die Ubiquität, bald über die Prädestination, an welchen Senat wie Bürgerschaft den schwersten Anstoß nahmen, den Senat zu dieser Maßnahme mitveranlaßt haben. Der Senat führte immer mehr, auch in dieser reformierten Kirche, ein autokratisches Kirchenregiment und ließ sich auch nicht durch die unregelmäßig berufenen Generalsynoden oder -konvente der Geistlichen, bei denen er durch seine Kirchenvisitatoren beteiligt sein wollte, in seine Kirchenhoheit eingreifen. Das so geschwächte Ministerium verlor auch allmählich seinen Einfluß auf die ihm angeschlossenen Gemeinden, und wenn ihm auch bei der Berufung eines Geistlichen die Abnahme einer Prüfungspredigt über die Lehre vorbehalten blieb, es hat doch eine Ablehnung eines von einer Gemeinde schon erwählten Geistlichen höchst selten durchhalten können.

Das alte Bremen hatte vier Gemeinden, Quartiere, aus denen je sieben Ratmänner vom Rate erwählt wurden. Diese vier Quartiere fielen mit den Kirchengemeinden zusammen, und die Bürger der vier Quartiere waren in Bürgerkompagnien eingeteilt, mit Hauptmännern an der Spitze. Sie versammelten sich zur Beratung bürgerlicher und kirchlicher Dinge auf den Friedhöfen, wie auf alten Dingstätten, wohl auch in den Kirchen. Einer der Hauptleute war auch immer Bauherr an der Kirche seines Quartiers, gewöhnlich ein Ratmann. Der Charakter der Quartiere und also auch der Kirchengemeinden war verschieden; sie hatten oft widerstreitende Interessen. Da ja alle mit dem Bürgerrecht ausgestattete Staatsbürger auch Kirchenbürger waren, und zwar sehr eifrige reformierte Kirchenbürger, haben sie besonders auch ihre Kirche, in der z. B. die Aemter eines Kirchspiels sich versammelten, und die Interessen ihres Kirchspiels gefördert, oft gegen die der anderen ausgespielt. So erwuchs, schon in katholischer Zeit, eine starke Individualität und Selbständigkeit der Einzelgemeinden gegen einander. Das blieb so in der reformatorischen und nachreformatorischen Zeit. Die Kirchenordnung von 1534 hatte den Kirchengemeinden der Altstadt ein zwar noch beschränktes Pfarrwahlrecht gegeben — Rat und Superintendent mußten zuvor gehört werden —, das wurde immer erweitert. Der Charakter der Gemeinde prägte sich auch in den Pfarrwahlen aus, und man kann erkennen, wie der fortschrittliche Geist in der einen früher als in der anderen zum Durchbruch kam. So hat z. B. Martini, dessen Kaufleute wohl durch ihre Beziehungen zum Niederrhein mit den dortigen Pietisten in Verbindung gekommen waren, den ersten Pietisten, Undereyck, gewählt und den zweiten und dritten zum Entsetzen des Ministeriums, als die anderen Gemeinden noch gar nicht daran dachten. Wenn eine starke Gemeinde, an deren Spitze noch ein Ratmann als Bauherr stand, einen Geistlichen wählte und auf seine Bestätigung drang, hat der Rat kaum widerstehen können. Und ein heterodoxer Geistlicher, gestützt auf seine Wahlgemeinde, konnte nun seine Individualität um so stärker entfalten und zog, wenn er ein führender Mann war, seine Gemeinde und Glieder anderer Gemeinden mit sich fort, von den anderen weg.

Der Rat hat dem Selbständigkeitsdrange der vier Gemeinden manchmal zu wehren gesucht, hat etwa geboten, daß das Kirchspiel nicht ohne seine Erlaubnis sich versammle, und befohlen, ihm die Beratungsgegenstände vorher einzusenden, und hat doch auch die vier Kirchspiele nicht auf einmal sich versammeln lassen wollen. Er hat aber mehr und mehr dem starken einheitlichen Willen eines Quartiers und einer Gemeinde, besonders in kirchlichen Dingen, oder dem Geist der ganzen Bürgerschaft fast immer Zugeständnisse machen müssen zum Schmerze des Ministeriums, das immer noch beanspruchte die rechtmäßige Vertretung der bremischen Kirche zu sein. Es faßten sich die Gemeinden durch Beeinflussung des Ministeriums auch noch Jahrzehnte lang als Einheit, was z. B. bei der Verteilung der Katechismusgottesdienste auf die einzelnen Kirchen an verschiedenen Wochentagen sich kund tat oder bei der gemeinsamen Armenpflege durch die Diakonen der Gemeinden. Immerhin: die schärfere Ausbildung der Einzelgemeinde macht stetige Fortschritte. Und die reformierten Gemeinden, durch das Ministerium vertreten und den kirchlich ebenso eifrigen Rat, der als reformierte Obrigkeit sich wirklich lange Zeit in calvinischem Sinne die Pflege der kirchlichen Dinge angelegen sein ließ, wurden wenigstens bis gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts auch noch zusammengehalten durch den Gegensatz gegen den Dom, der den durch Einwanderung immer stärker werdenden lutherischen Bevölkerungsteil an sich zog. Als aber die einstige bischöfliche Kathedrale — dann schwedischer, dann hannoverischer Dom — 1803 Bremen einverleibt wurde und nun, ohne eine abgeschlossene Parochie zu bekommen, eine lutherische Domgemeinde entstand, die ihre Glieder in allen Gemeinden zerstreut hatte, da suchte jede Gemeinde für sich möglichst viele in ihrem Sprengel wohnende Lutheraner an sich heranzuziehen, einige durch Berufung eines lutherischen Geistlichen. Aber die meisten Lutheraner blieben dem Dome getreu, und sie durchbrachen nun die Parochien und zogen durch Mischehen rc. auch viele ursprünglich reformierte Kirchenbürger an sich heran. Der Rat hatte der Bildung einer Domgemeinde lange widerstrebt, wollte die Domkirche als Predigtkirche erhalten und alle Stadtgeistlichen der Reihe nach im Dom predigen lassen, auch die lutherischen Domprediger allmählich aussterben und keine neuen mehr wählen lassen. Aber die Lutheraner wehrten sich dagegen und erreichten, daß die Domgemeinde nun wirklich als städtische Gemeinde anerkannt wurde. Das Ministerium verlangte eine Kirchenverfassung, um den als Fremdkörper empfundenen Dom nun wirklich mit seinen Gemeinden zu verschmelzen. Aber der Gegensatz zwischen Lutherisch und Reformiert war noch zu stark und war gerade wieder, auch im rationalistischen Zeitalter, durch die Streitigkeiten bei der Eingemeindung des Doms gestärkt worden. Hinzu kam, daß der Pietismus in Bremen durch die Aufklärung und den Rationalismus nicht völlig überwunden war, sondern daß der zwar kleine, aber einflußreiche Kreis der Stillen und Feinen, wie sie spöttisch genannt wurden, sich um so fester zusammenschloß. Er gewann durch die wiedererwachende Gläubigkeit nach den Befreiungskriegen immer weitere Anziehungskraft. Diese Pietisten wollten sich hauptsächlich zu einem Prediger ihrer Richtung halten, etwa an Gottfried Menken (St. Pauli, dann U. L. Frauen) oder Mallet (Michaelis, dann Stephani), die nun ihrerseits die über die ganze Stadt zerstreuten neuen Gläubigen sammelten und mit ihrer Gemeinde verbanden, ihre Konfirmierten ihr zuführten, wodurch wiederum die Parochien gelockert wurden. Das ursprünglich geforderte Dimissoriale wurde mehr und mehr hintangesetzt; die Kirchenbürger opferten für die von ihnen bevorzugten Gemeinden, auch wenn sie in ihrer Parochie etwa noch Kirchenstühle behaupteten. Der Schlußstein wurde dieser Entwicklung, also der Zersprengung der Parochialgemeinden, eingefügt durch die obrigkeitliche Verordnung den stadtbremischen Pfarrverband betreffend, vom 30. April 1860, in der es heißt:

> Nachdem die für die stadtbremischen Pfarrgemeinden geltende Bestimmung — daß Niemand einer solchen Gemeinde als Mitglied angehören könne, der nicht in ihrem Kirchspiel seine Wohnung habe — infolge der gänzlich veränderten Bevölkerungsverhältnisse der einzelnen Stadtteile schon jetzt wiederholt zu Unzuträglichkeiten geführt hat, die je länger desto mehr den Organismus der einen und der anderen Gemeinde und in gewissem Umfange selbst den Sinn für kirchliches Leben überhaupt zu schwächen drohen, deren Beseitigung daher auch in den Kreisen mancher Gemeinde als ein Bedürfnis empfunden wird: so hat der Senat, nach sorgfältiger Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände, nicht länger Anstand nehmen zu dürfen geglaubt, die oben erwähnte Bestimmung im Geiste freierer Bewegung auf dem Gebiet des kirchlichen Gemeindelebens abzuändern, — und verordnet somit, was folgt:
>
> 1. Die bisherige Beschränkung der städtischen Pfarrgemeinden hinsichtlich ihrer Mitglieder auf die Bewohner des Kirchspiels wird insoweit aufgehoben, daß den gedachten Gemeinden die Befugnis beigelegt wird, auch Bewohner der Stadt, welche in anderen Kirchspielen wohnen, auf deren Verlangen oder mit deren Zustimmung als Mitglieder aufzunehmen.

Der Senat mag der Not gehorcht und einem schon eingetretenen Zustand nur den Stempel aufgedrückt haben. Gewiß wirkte diese Verordnung auflösend auf Einheit und Zusammenhang der bremischen Kirche und setzte an deren Stelle die Einzel-

gemeinden, die Personalgemeinden. Kein städtischer Geistlicher verlangt mehr ein Dimissoriale, in welcher Gemeinde er auch eine Amtshandlung verrichtet, und es gibt Gemeinden, wie außer dem Dom z. B. die Friedensgemeinde, die Otto Funcke begründete, welchen gar keine Parochie beigelegt ist. Nur eine Beschränkung bleibt noch bestehen, daß eine altstädtische Gemeinde, welche Glieder anderer Parochien als konventsberechtigte Glieder aufnimmt, dies der Muttergemeinde anzeigen muß.

3

Es hat freilich immer noch jede Gemeinde einen festen Stamm alter Familien aus der Zeit, in welcher die Bürger noch zu ihrer Parochialkirche hielten, auch nachdem die Altstadt Geschäftsstadt geworden ist und die meisten Kaufleute in die Vorstädte gezogen sind. Denn es steckt in diesen Familien noch der gute konservative Sinn der Bremer. Aber wenn ich z. B. das Michaeliskirchspiel im Westen der Stadt überschaue, so wohnen darin nicht bloß Glieder der Domgemeinde, sondern auch der positiven Stephanigemeinde, ja von Ansgarii und Remberti und noch ferneren Gemeinden. Und auch die Neueinziehenden lernen bald von der freien Gemeindewahl Gebrauch machen. So haben also die Gemeinden eine kleine Zahl eingeschriebener Gemeindeglieder und eine viel größere Anzahl solcher, die ihre Gottesdienste besuchen und von ihren Geistlichen Amtshandlungen verrichten lassen. Und ein und dieselbe Familie läßt etwa zu gleicher Zeit ein Kind in der Domgemeinde taufen, ein anderes wegen größerer Nähe der Kirche in Michaelis taufen, eine Tochter im Remberti trauen dem Bräutigam zu liebe, der dort wohnt, während nach alter, eingebürgerter Sitte in der Regel noch die Braut, für die Trauung wenigstens, den Ausschlag gibt. — Es ist klar, daß dadurch den Geistlichen das Amt sehr erschwert wird und daß dadurch auch das Verhältnis der Geistlichen zu einander beeinflußt wird. Er kann mit einer geschlossenen Parochie nicht rechnen, er darf nicht, schon aus kollegialer Rücksicht nicht, alle Häuser seiner Parochie besuchen, weil er ja von vielen Familien nicht weiß, ob sie noch zu seiner Gemeinde gehören. Denn die letzte Amtshandlung gilt als entscheidend. Er muß warten, bis seine Dienste begehrt werden. Er wird auch in seine Parochie Neueinziehende oft nicht besuchen mögen, weil er nicht weiß, ob sie willens sind, sich ihrer neuen Wohngemeinde anzuschließen, oder etwa positiv oder lutherisch sind, was der Dom auch nur mehr dem Namen nach ist.

So darf man sagen: Bremen ist *eine* Gemeinde mit 14 Kirchen und etwa 30 Pastoren, die in der ganzen Stadt zu wirken berufen sind. Und Männer von großer Beredsamkeit oder ausgeprägter Eigenart, wie etwa Schwalb oder Schramm, um von noch Amtierenden zu schweigen, hatten wirklich eine über die ganze Stadt verbreitete, treue Personalgemeinde. Deren Glieder blieben aber lange nicht alle beim Abgang eines solchen Geistlichen bei der Martini- oder Domgemeinde, sondern gingen sich nun einen Geistlichen suchen, der dem Abgegangenen geistig verwandt war.

Begabte, tüchtige Geistliche haben mit den Jahren hier immer eine große Wirksamkeit entfalten können und ihren Gemeinden oft eine charakteristische Eigenheit aufgeprägt, auch hier in Segen wirken können. Je größer aber ihre Gemeinde wurde, desto mehr bestand die Gefahr, daß sie die Einzelnen nicht mehr erreichten, ihnen nicht mehr nachgehen und sie nicht mehr wirklich religiös und kirchlich erziehen konnten. Und wenn gar die Parochial- und Personalgemeinde 15 000 oder mehr Seelen zählte, wie konnten sie nun in einer Familie nur jährlich einmal einen Hausbesuch machen, wie hier alte feste Sitte ist — die alten Visitationsbesuche der reformierten Geistlichen und Diakonen stecken noch dahinter —, wenn sie jährlich viele hundert Amtshandlungen zu verrichten, wöchentlich acht Stunden Konfirmandenunterricht in zum Teil übermäßig großen Klassen zu geben, das ganze Pfarramt zu verwalten hatten? Wenn aber in einer Gemeinde 2 bis 5 Geistliche wirken, ohne daß die Gemeinde in Bezirke eingeteilt ist, was ja kaum möglich ist nach der oben beschriebenen Lage der Dinge, so bilden sich wieder Personalgemeinden um die einzelnen Prediger in ein und derselben Gemeinde, und die Gemeindeglieder sagen nicht etwa zuerst: ich gehöre zur Domgemeinde oder St. Stephani, sondern zu dem Pastor A, B oder C! Und der jüngst Gewählte muß oft lange warten, bis er zu tun bekommt, auch wenn er noch so tüchtig und arbeitswillig ist. Denn der alte Bremer hält zu seinem Pastor, wie zu seinem Hausarzte.

Wenn nun gar Geistliche sind — und deren gibt es schon einige —, die sich kaum noch als Glieder der Kirche, sondern nur ihrer Gemeinde und Personalgemeinde verantwortlich fühlen, so ist nicht zu verwundern, daß das kirchliche Gemeingefühl abgenommen hat und abnimmt. Es ist nicht wahr, daß der religiöse Sinn in unserer im Grunde gut protestantischen Stadt schwächer ist als in festeren, geschlosseneren Landeskirchen; sie kann sich darin sehr wohl mit Hamburg, Lübeck, oder auch Hannover oder Berlin vergleichen; aber von dem, was kirchliche Ordnung, kirchliche Sitte bedeutet, was eine Landeskirche ist und soll und kann, davon wollen viele independentistische Bremer wenig wissen. Und ohne Zweifel ist das kirchliche Bewußtsein schwächer ausgebildet bei den Liberalen, geschweige den Radikalen, als bei den Positiven. Diese halten zusammen, während die liberalen Gemeinden mehr jede für sich stehen bleiben. Und die Positiven pflegen eifriger die kirchlichen Zwecke und Werke, während die humanen mehr von der liberalen Richtung gefördert werden; das zeigen die vielen Legate, die hier fallen, und ein Einblick in die Mitgliederlisten der verschiedenen Vereine. Auch der gute kirchliche Sozialismus, das Gefühl allen Glaubensgenossen verpflichtet zu sein, welchem Stande sie auch angehören, in welcher Vorstadt sie auch wohnen, ist auf der rechten Seite stärker ausgebildet als bei uns.

So sind zwar auch in den letzten Jahrzehnten noch durch freiwillige Gaben der Opferwilligen auf beiden Seiten Gemeinden gegründet, Kirchen erbaut, Wohltätigkeitsanstalten gestiftet; wenn es die eigene Gemeinde, die eigene Kirche galt, ein Werk der eigenen Richtung, dann haben hier die Liberalen, dort die Positiven doch tiefer in den Geldbeutel gegriffen, manche sehr, sehr tief darein greifen müssen, um das Werk hinauszuführen. Aber das war immerhin nur ein verhältnismäßig kleiner Kreis, während die große Menge nicht die Verpflichtung fühlte, an einem Werke sich zu beteiligen, das sie dann doch wohl sich zum Nutzen zu machen wußte. Wir haben den Eindruck gewonnen, was in Frankfurt, Hamburg, Lübeck schon früher an den Tag trat, daß die große Opferwilligkeit Weniger nicht mehr eine ganze Stadt kirchlich erhalten, weiter ausbauen, planmäßig versorgen kann. Wenn das in alten Gemeinden mit großen Kirchenvermögen auch noch einige Zeit gehen mag, was sollen die Vorstadtgemeinden machen, die den Zuzug aufzunehmen haben? Wer soll sie erhalten und neue Gemeinden gründen, wenn noch keine seßhaften, eingebürgerten Gemeindeglieder da sind, wo so Viele einziehen, die froh sind, daß sie die früher sonstwo bezahlten hohen Kirchensteuern nicht mehr zu bezahlen haben, und nur Wenige die gute alte Bremer Art lernen, nun freiwillig der Gemeinde auch Opfer zu bringen, deren Dienste sie doch begehren? Und wer sich einmal einen Stadtplan von Bremen ansieht, wird in der Altstadt die Kirchen nahe bei einander finden, in der weit ausgedehnten Vorstadt aber nur wenige. Wo aber ältere Gemeinden auch da einmal eine erbaut haben, da haben sie der Tochtergemeinde keine volle Selbstverwaltung gewährt!

Ferner, während die alten Gemeinden imstande waren, ihre Pfarrgehälter zu erhöhen und aus ihrer Kasse etwaige Pensionen allein zu bezahlen, ist das den Vorstadtgemeinden nicht möglich gewesen und haben sie ihre Pensionskassen und Witwen- und Waisenkassen nicht so zu stärken vermocht, daß sie aus ihrer Kraft allein ihre Obliegenheiten erfüllen konnten. Dann mußten immer wieder dieselben Pfleger der Gemeinde auch noch die Pension für einen abgegangenen Geistlichen aufbringen oder mußten in der ganzen Stadt Bittgänge tun, wenn sie eine neue Pfarrstelle einrichten oder auch nur einen Hilfsprediger berufen wollten. Wo nichts ist, hat der Kaiser sein Recht verloren: wenn in einer Arbeitergemeinde jährlich nur 800—1000 Mk. freiwillig gesteuert werden für kirchliche Zwecke, wenn die Gemeinde ihr Dasein nur fristen kann, indem sie von dem Erbe der Väter lebt, wie wird sie da neue, notwendige Aufgaben

immer zurückschieben! Die Stadt aber wächst jedes Jahr mindestens um 8000 evangelische Einwohner. Welche reiche Einzelgemeinde wäre stark genug, diesen 8000 sofort ein Gemeindehaus zu bauen und einen Pfarrer zu bestellen? Und die wenigen Opferwilligen werden am Ende auch müde, zumal da sie immer wieder von den auswärtigen Kollektanten heimgesucht werden, die wahrlich hier noch nicht leer auszugehen brauchen. Ja, wenn wir unsere kirchlichen Sammlungen, unsere Sonntagskollekten oder Kollekten für auswärtige Protestanten einmal vergleichen wollten mit denen der Nachbarstädte, werden wir wohl sagen dürfen, daß in der alten Herberge der Kirche noch kirchlicher Opferinn steckt. Aber wir müssen uns gleich sagen, daß die in Hannover und Hamburg auch alle regelmäßige Kirchensteuern bezahlen und ihre altgedienten Pastoren auch aus einer Hauptkirchenkasse pensionieren können. Und während Bremen geruht hat, haben sie eine Vorstadtgemeinde nach der anderen ins Leben gerufen. Das Pochen auf die eigene Gemeinde verengert den Sinn und trübt den Blick dafür, wo um des Volkes willen eine neue Pflegestätte des religiösen Lebens geschaffen werden muß. Ja Bremen hat in den neuen Stadtbebauungsplänen freie Plätze für etwa zu erbauende Kirchen und Gemeindehäuser und Schulen gelassen, — aber wer wird die Plätze kaufen und die Kirchen bauen? Zumal der Staat hier keine Plätze den Gemeinden oder kirchlichen Vereinen unentgeltlich zur Verfügung stellt, wie das in Hamburg, Hannover oder Berlin zu geschehen pflegt.

4

Diese bestehenden Notstände haben sich natürlich kirchlich gesinnten Männern beider Richtungen aufgedrängt. Es ist auch schon vom Evangelischen Verein und vom Protestantenverein einiges geschehen, sie zu mildern. Aber auch ihre Fürsorge für die kirchliche Versorgung hat sich als ungenügend herausgestellt, weil auch sie nicht ihre Gesinnungsgenossen alle willig zu machen wußten. So hat denn die Bremische Kirchenvertretung in ihrer Session vom 9. Mai 1910 beschlossen:

Die Bremische Kirchenvertretung hält es für eine dringende Aufgabe sämtlicher bremischer Gemeinden, in Verbindung mit der Senatskommission für die kirchlichen Angelegenheiten der Frage einer besseren kirchlichen Versorgung Bremens näher zu treten und Mittel und Wege zu suchen, den vorhandenen Notständen abzuhelfen.

Sie beruft aus ihrer Mitte eine Kommission von neun Mitgliedern zur Feststellung der notwendigsten Bedürfnisse für die Ruhegehälter der Geistlichen an ärmeren Gemeinden, Vermehrung der geistlichen Stellen und Gründung neuer Gemeinden und erteilt denselben die Vollmacht, auch Vertreter solcher Gemeinden, die der Kirchenvertretung noch nicht angeschlossen sind, zu ihren Beratungen hinzuzuziehen.

Sie beauftragt die Kommission, sich an die Senatskommission für die kirchlichen Angelegenheiten mit der Bitte zu wenden, sich bei den Beratungen vertreten zu lassen.

Sie richtet ferner an die der Kirchenvertretung noch nicht angeschlossenen Gemeinden das dringende Ersuchen, dieser sobald wie möglich beizutreten, da eine Beseitigung der vorhandenen Notstände nur mit vereinten Kräften zu erreichen sein wird.

Darnach wurde nun verfahren. Die positiven Gemeinden schickten Vertreter in die „Kommission für kirchliche Versorgung", desgleichen die Senatskommission für die kirchlichen Angelegenheiten. In langwierigen Verhandlungen, die sich vom September 1910 bis Mai 1911 hinzogen, hat die Kommission die Grundzüge eines kirchlichen Gesetzes, betreffend die Erhebung einer Kirchensteuer in der Stadt Bremen, und Bestimmungen, betreffend Gehalte und Ruhegehalte und Witwen- und Waisenversorgung der stadtbremischen Pastoren, veröffentlicht, welche die Kirchenvertretung in ihrer 28. Session vom 18. April 1912 den Gemeinden zur Stellungnahme überwies. Obwohl die schärfste Opposition wider diese Vorlage einsetzte, welche die bremische Freiheit gefährde, haben doch bei diesem ersten Versuche die Hälfte der bremischen Gemeinden sich im Prinzip für die Einführung einer Kirchensteuer erklärt, und es steht zu hoffen, daß die Sache zum guten Ende geführt werden wird. Allerdings wird die Vorlage, bevor sie Gesetz wird, noch manche Klippen zu umschiffen haben.

Denn auch die größte Gemeinde, die Domgemeinde, will nur von einem Finanzausschusse wissen, der die aus der Kirchenkasse zu leistenden Zuschüsse zu den Pastorengehalten, die Witwen- und Waisengelder mechanisch verteilen soll und die Gründung von Pfarrstellen und neuen Gemeinden den Einzelgemeinden überläßt. Das könnten immer nur wohlhabende Gemeinden leisten, die also wahrscheinlich auch den neuen Gemeinden keine volle Selbständigkeit gewähren und ihnen die Pastoren setzen würden. Und während in einigen Gemeinden die Laien der Einführung der Kirchensteuer und einer Organisation am schärfsten widerstritten, haben die Domprediger Schluttig, Mauritz, Hartwich in der vom Dom niedergesetzten Kommission erklärt:

daß die Kirchensteuervorlage die allerernstesten Gefahren in sich birgt für die gegenwärtigen, geschichtlich gewordenen, der Bremer Eigenart durchaus entsprechenden, von allen kirchlichen Richtungen (?) und religiösen Strömungen wertgehaltenen Gemeindeverhältnisse; denn sie würde, zum Gesetz erhoben, nach unserer Ueberzeugung über kurz oder lang das allgemeine kirchliche Wahlrecht zur Folge haben, welches für die Eigenart der bremischen Gemeinden nicht unbedenklich ist, und sie würde vielleicht sogar künftig behufs kirchlicher Versorgung die Parochialeinteilung herbeiführen, die erst recht der bremischen Art zuwider ist, da sie dem Einzelnen die Freiheit raubt, sich seine Gemeinde zu wählen.

Trotzdem hat der Konvent mit großer Mehrheit die Vorschläge der Kirchlichen Kommission betreffend Einführung einer Kirchensteuer angenommen, wenn auch mit Abänderungen des Entwurfs.

Auch die Abschaffung der Kasualgebühren, die ein wahrer Krebsschaden und eins der größten Hindernisse für eine bessere kirchliche Versorgung sind, die Festsetzung eines für alle Pfarrstellen gleichen Grundgehalts, die Anbahnung einer festeren Organisation, geschweige denn die Schaffung einer Synode, wurde von vornherein als aussichtslos in der Kirchlichen Kommission bezeichnet; nur einige Stimmen sprachen sich dafür aus. Und als nun gar, nachdem die Positiven schon ihre Gegenvorschläge zu den Anträgen der Kommission gemacht hatten, acht liberale Geistliche das allgemeine Wahlrecht für alle Steuerzahlenden verlangten und die Lehrfreiheit durch ein kirchliches Grundgesetz festgestellt haben wollten, sind auch Freunde der Kirchensteuer wieder stutzig geworden. Und doch sind das Forderungen, die nicht bloß in reformierten schweizerischen Kantonalkirchen schon erfüllt sind, sondern auch schon in deutschen Landeskirchen. So wenig Vertrauen haben positive, aber auch noch „liberale" Gemeinden zu dem Kirchenvolk. Die Angst, das Parteiwesen noch zu vergrößern, die Sorge vor der hier allerdings radikalen Sozialdemokratie, vor absoluter Lehrwillkür hat hier die Aengstlichen übermocht.

Und trotzdem halten wir an der Hoffnung fest, daß wie in Hamburg und Lübeck, so auch im bedächtigen Bremen, wo einerseits der Radikalismus seine Blüten treibt und andererseits doch ein stark konservativer Zug die leitenden Kreise beherrscht, der Anfang einer Reform im Sinne der Vorschläge der Kirchlichen Kommission gemacht werden wird, die dann schon weiter auf Wege führen wird, welche die neuere kirchliche Entwicklung in den andern deutschen Landeskirchen eingeschlagen hat. Vielleicht aber muß die bremische Kirche noch schwerere Erschütterungen erleben oder müssen die Notstände noch schreiender werden und die Schäden am Volksleben noch offener zu Tage treten, bevor die Independenten auf beiden Seiten den Weg zu einer Verständigung und Zusammenarbeit finden. Dann aber würden die Enkel noch schwerere Opfer bringen müssen, um die Unterlassungen der Vorfahren wieder gut zu machen. Es sind Versäumnisse, an denen Liberale und Positive gleichmäßig zu tragen haben, die sie auch mit einander, durch Fehler auf beiden Seiten, verschuldet haben. Mögen die Friedliebenden und Weiterblickenden auf beiden Seiten sich zuerst die Hände reichen und die Anderen nach sich ziehen. Die Reformer werden nicht von ihren Bauplänen abstehen. Das sind wir auch den Gesinnungsgenossen im Reiche schuldig. Sie werden aber auch Geduld mit uns haben müssen nach Allem, was ich oben ausgeführt habe.

Otto Veeck

Der Evangelisch-Soziale Kongreß in Hamburg

(Eine kritische Betrachtung*)

Solange der Evangelisch-Soziale Kongreß besteht, hat er die Anschauung gepflegt, als ob die sozialdemokratischen Ideen

*) Hierzu die Bemerkungen des Herausgebers am Schluß der Nummer in den Kleinen Mitteilungen. D H

in Deutschland ein Martyrium durchmachten. Infolgedessen hat er sich das zweifelhafte Vergnügen geleistet, versöhnende Brücken zu den angeblichen Märtyrern hinüberzuschlagen. Lange hat der Kongreß gewartet, diese Töne auch in Hamburg anzuschlagen. Erst nach vierundzwanzig Jahren hat er in Deutschlands größter Handelsstadt gastliche Aufnahme gesucht und gefunden. Aber man kann doch nicht sagen, daß er der Held des Tages gewesen sei. Trotzdem einige Tausende die Volksversammlung besucht haben und einige Hundert die zwei Hauptvorträge am Mittwoch und Donnerstag, und trotzdem die Michaeliskirche bis auf den letzten Platz besetzt war, so hat doch der Teil der Bevölkerung, der Hamburg sein Gepräge gibt, die Kaufmannschaft, das Unternehmertum und ein großer Teil der Gelehrtenwelt völlig gefehlt. Von den Wenigen, die an der Einladung beteiligt waren, hätten Viele ihre Unterschrift noch zurückgezogen, wenn ihnen vorher bekannt gewesen wäre, daß der Kongreß in eine Demonstration zu Gunsten der sozialdemokratischen Konsumgenossenschaften praktisch auslaufen würde. Das ist Vielen so überraschend gekommen, daß, als sie es erfuhren, ihre Unterschrift schon gedruckt in die weite Welt hinausgegangen war.

Die Festpredigt in der Michaeliskirche hatte einen so charakteristischen Inhalt, daß sie von den Teilnehmern des Kongresses als ein Protest gegen die Phrasen plebiszitären Rechtes und gegen die Verweltlichung und Veräußerlichung der sozialen Ideen aufgefaßt werden mußte, deren sich auch der Evangelisch-Soziale Kongreß schuldig gemacht hat. Es hat doch symptomatische Bedeutung für das Mißtrauen, das dem Kongreß entgegengebracht wird, wenn er in solcher Weise in einem autoritativen Augenblick gewarnt wird, nicht zu veräußerlichen und mit den Gegnern des modernen Staates und der modernen Kultur zu konspirieren oder gar in Wettbewerb zu treten.

Einen tiefen Eindruck machte am Mittwoch Morgen die Eröffnungsrede des Vorsitzenden, Professors Baumgarten. Unter den Besuchern des Hamburgischen Kongresses beobachtete man folgende Zusammensetzung; es waren da Friedensfreunde, Vertreter der Abstinenzbewegung, Vertreter und Vertreterinnen der Mutterschutzbewegung, einzelne Monisten, liberale und mittelparteilich gerichtete Theologen, einige Nationalökonomen und einige Sozialdemokraten. Die Gefahr, die dem Kongreß drohte, lag auf dem Gebiete, daß Unsicherheit und Verwirrung in den greifbaren Zielen leicht eine Gärung hätte hervorrufen können, die es schwer machte, die Situation zu beherrschen. Man empfand es nun als eine Tat ehrlicher Entschlossenheit, daß Baumgarten sich mit aller Entschiedenheit zu nationaler Betätigung des Evangelisch-Sozialen Kongresses bekannte und in Anknüpfung an die Erinnerung von 1813 nicht dem in den Massen des Kongresses verbreiteten Aberglauben schmeichelte, als ob es unsrer Zeit not täte, in die nationale Betätigung unsres Volkes und der gesetzgebenden Körperschaften bremsend einzugreifen und Versöhnungstöne und Friedensklänge in die Welt hinauszujubeln, von der das Wort Jeremias' gilt: „Was hilft Friede, wo kein Friede ist."

Den Höhepunkt des Kongresses stellte Geyers Vortrag „Die Pflege der Religion in der Großstadt" dar. Es ist keine Kleinigkeit, wenn ein Mann das Werk, das die Summa seines Lebens der Nachwelt überliefern wird, in dem kurzen Zeitraum einer Stunde darstellen soll. Aber wenn es ihm gelingt, seine Zuhörer so zu fesseln, daß die Teilnahme nicht abnimmt, sondern sich fortdauernd steigert, wenn derselbe Redner dann am Abend noch die große Volksversammlung vollkommen beherrschte, so ist das ein Erfolg von bleibendem Werte, der nicht nur in der den Norddeutschen besonders ansprechenden süddeutschen, naiven, glücklichen Eigenart des Redners begründet liegt, sondern in der sittlich-religiösen Ueberzeugung, daß der deutsche Protestantismus mit seiner Autonomie der Einzelpersönlichkeit in seinen Erfolgen auf die religiöse Wahrhaftigkeit gestellt ist. Wenn man Geyer zu dem Gedeihen und dem Erfolg seines Vortrages Glück wünschen darf, so kann man dies deshalb, weil er in seiner Persönlichkeit gezeigt hat, wie sich in ihm gründliches Wissen mit den bleibenden Gedanken echter Herzensbildung gepaart haben.

Der zweite Tag brachte den Jahresbericht des Generalsekretärs Schneemelcher. Schneemelcher tat mit einer etwas leichten Handbewegung das ehemalige Bismarcksche Sozialistengesetz ab, als ob man heute nach dreiundzwanzig Jahren besonderen Grund hätte, auf die Errungenschaften des neuen nachbismarckischen Kurses besonders stolz zu sein. Der Geist der Bismarckschen Sozialpolitik ist von dem Evangelisch-Sozialen Kongreß noch niemals dargestellt worden. Bismarck war ein geborner Aristokrat im guten Sinne des Wortes. Sein soziales Wirken hat stets das Wohl der Gesamtheit im Auge behalten; Neigung und Beruf hat ihn den kleinsten Mann verstehen gelehrt. Aber es gebrach ihm nie an dem sittlichen Mut, gegen den Strom zu schwimmen und das Verbrecherische, Infernalische, Kulturfeindliche und Internationale an der empirischen Sozialdemokratie bei dem Namen zu nennen. Beifall war ein völlig entbehrliches Erfordernis für sein Lebensglück; aber sein Ehrgeiz war groß genug, nicht um das Klatschen der kritiklosen und wetterwendischen Menge zu buhlen, sondern nach der Zustimmung der besten, namentlich der im praktischen Leben stehenden und die Kosten des Kampfes tragenden Männer zu verlangen. Sein soziales Streben ist von der Geschichte hinlänglich lauter und hoch genug, auch von dem Hamburger Evangelisch-Sozialen Kongreß dadurch anerkannt worden, daß er es für seine Pflicht gehalten hat, am Freitag Morgen zum Mausoleum des heimgegangenen Geistesfürsten zu wallfahrten. Das sollte auch ein Berliner Pastor sich gesagt sein lassen, daß man ein Bismarckisches Sozialistengesetz nicht abtut, wie die Scheidemünze einer sonntäglichen Durchschnittspredigt.

Zu diesem Geiste Bismarckscher Sozialpolitik stand in direktem Gegensatz der Vortrag Professor Wilbrandts über „die Bedeutung der Konsumgenossenschaften." Selbstverständlich liegt mir der Gedanke völlig fern, in eine sachliche Kritik der Wilbrandtschen Theorieen einzutreten. Aber ohne Widerspruch kann die Tendenz des Vortrages nicht bleiben. Wilbrandt ging von dem Gegensatze aus, daß Essen, der Ort der vorjährigen Tagung des Kongresses, der Typus einer Produktionsweise sei, die mit ihren sozialen Wohltaten als Gnadengeschenken des Arbeitgebers der Veraltung anheim fallen müsse, daß dagegen die hamburgische sozialdemokratische Vereinigung der Konsumenten „die Produktion" das Zukunftsideal einer neuen Welt darstelle, die berufen sei, die erste abzulösen. Ob Wilbrandt mit dieser Behauptung, mit der er bei einigen Juristen, Publizisten, Journalisten und einigen anwesenden Theologen und Damen Beifall fand, den Weg der Zukunft finden wird, muß eine spätere Zukunft erst lehren. Alfred Krupp war selber Arbeiter und ist einer der bedeutendsten und erfolgreichsten Missionare deutschen Persönlichkeitslebens geworden. Einstweilen muß Wilbrandt es sich gefallen lassen, daß wir das Persönlichkeitsleben auch für die Zukunft aus dem Wettbewerb der Menschen uns nicht ausgeschaltet denken können. Wir sind mit ganzem Herzen dabei, wenn Stephan einstens den Postverkehr als Staatsbetrieb monopolisiert hat, mit ganzem Herzen dabei, daß Bismarck in Preußen das Eisenbahnwesen verstaatlicht hat. Wir hätten ihm einen Reichstag gewünscht, der ihm für das ganze Reich das Eisenbahnmonopol und das Tabakmonopol bewilligt hätte. Aber das haben die Vorläufer des Evangelisch-Sozialen Kongresses, die freisinnigen und sozialdemokratischen Abgeordneten neben Anderen verhindert. Einstweilen müssen wir das persönliche Element im Wettbewerb der Menschen immer noch als etwas geistig Wertvolles festhalten mit dem Zugeständnis, daß gewisse Massenbetriebe wertvoller in den Händen des Staates aufgehoben sind. Es ist eine rein technische Frage, welche Betriebe sich dazu eignen und welche nicht, und selbst in solchen Massenbetrieben, wie dem der Post z. B., haben wir gesehen, welche Bedeutung einer so genialen Persönlichkeit wie Stephan zukommt. Wer eben Massenbetriebe, die nach Möglichkeit das persönliche autokratische Regiment auszuschalten vorgeben, höher einschätzt als einen Kruppschen Betrieb in Essen, der schwärmt im letzten Grunde für Republik, Freihandel und Massenherrschaft. Deutschland aber haben die preußischen Monarchen, die Bismarcksche Schutzzollpolitik und persönliche Tüchtigkeit seines Unternehmertums groß gemacht. Daß dem ganzen

Wilbrandtschen Gebäude ein weltfremder, schwärmerischer, in das Utopische hinübergreifender Zug eigen war, gestand Referent selbst zu, indem er von Jahrhunderten und Jahrtausenden sprach, in denen erst das Gebäude seiner Deduktionen Verwirklichung finden könnte.

Aus der breiten Mittelschicht des gebildeten Hamburger Bürgertums fand der Referent sehr ernsten und sachlichen Widerspruch. Der Kongreß und seine Leitung standen nicht ganz auf der Höhe, als diesen Rednern ohne Verständnis, teilweise mit billigem Hohn geantwortet wurde. Studierstube und Hörsaal waren in diesem Augenblick mächtiger als die einfache Welt des Kaufmanns, der vom Markt des Lebens kam und im Kampfe gegen die Theorie der Erfahrung Geltung verschaffen wollte. Dagegen war es mit Dankbarkeit zu begrüßen, daß **Baumgarten** unweigerlich die Grenze zwischen dem Kongreß und Professor Gregory scharf und unzweideutig abriß. Professor **Gregory** verstieg sich zu der Behauptung: die Sozialdemokratie ist national und Bebel ist national bis auf die Knochen. **Baumgarten** erklärte dies sofort für eine Privatmeinung, die er nicht auf das Konto des Evangelisch-Sozialen Kongresses gesetzt sehen wollte. Ebenso ward festgelegt, daß die Aufforderung eines Schweizerischen Pfarrers an die deutschen Pastoren, in die Reihen der Sozialdemokraten einzutreten, die Absichten des Kongresses nicht darstelle, und daß der Kongreß nur für Deutschland da sei und sich auf keine Friedensbestrebungen festlegen lasse. Um der Nachlese willen sei daran erinnert, daß ein Sozialdemokrat behauptete, die wirtschaftlichen Erträge der sozialistischen Konsumvereine hätten noch nie einen Pfennig zu politischen Agitationen der sozialdemokratischen Partei hergegeben. Ebenso sei die Behauptung Wilbrandts vermerkt, die Sozialdemokratie werde durch den reinen Sozialismus der Gewerkschaften und Konsumgenossenschaften einmal aufgelöst. Alle solche unkontrollierbaren Behauptungen erinnern daran, daß auch das Zentrum mit sittlich sein sollender Emphase betont, mit dem Katholizismus nichts zu tun zu haben und eine rein politische Partei zu sein, die von der römischen Kirche keine Befehle erhielte. Das glaube, wer will. Domdechant Vock aus Solothurn schrieb einst an J. H. von Wessenberg: „Ein festes Auftreten gegen Rom ist meines Erachtens nötig geworden; aber umsomehr muß, soll die gute Sache siegen, am reinen und echten Wesen des Katholizismus festgehalten werden. Die Franzosen früherer Zeit haben, wie mir scheint, in Betreff des hierin anzunehmenden Tones und Verfahrens ein unübertreffliches Vorbild gegeben. Diesen Ton fürchten die Römer. Luther ist ihnen weniger verhaßt als echter Katholizismus." Die Folgezeit hat uns gelehrt, daß die römische Hierarchie den religiösen Katholizismus mitleidlos zertreten hat, durch Modernisteneide, den Syllabus und durch den Index verbotener Bücher. Genau so wird die Sozialdemokratie, wenn sie fühlen sollte, daß die Konsumgesellschaften ihr einmal unbequem würden, mit denselben brutalen Machtmitteln den in Reinkultur gezüchteten Sozialismus vernichten. Denn wie es der Hierarchie nie auf Religion, so ist es der Sozialdemokratie nie auf Sozialismus angekommen.

In weiten Kreisen der hamburgischen Bevölkerung hat man es dem Evangelisch-Sozialen Kongreß hoch angerechnet, daß er mit dem Absingen der beiden ersten Strophen des Liedes „Nun danket alle Gott" seine Verhandlungen beendete. Als der Vorsitzende hierzu aufforderte, verließen anwesende Sozialdemokraten in ihrer bekannten kindischen Weise den Saal. Nichtsdestoweniger strömten die evangelischen Theologen und die evangelischen Christen und die evangelischen Laien des Kongresses hin zur Besichtigung der genossenschaftlichen Konsumvereine. Am 1. Mai hatten die Sozialdemokraten in ihrem Maifestzug ein Plakat getragen mit Aufschriften, die zum Austritt aus der Kirche aufforderten. In der unkomplizierten evangelischen Bevölkerung fragt man sich: Hat man denn in den Kreisen der evangelischen Pastoren gar keine Empfindung für die Würdelosigkeit, sich erst so höhnisch und verächtlich behandeln zu lassen, und dann so hündisch nachzulaufen?

Am 16. Mai veranstaltete der Kongreß, wie schon erwähnt, eine Wallfahrt zum Mausoleum des Fürsten Bismarck. Wie das möglich war, nachdem man sich in Wilbrandts Vortrag zu allem, was dieser Mann einst Großes für das deutsche Volk geleistet hatte und was dieser Mann als Persönlichkeit für das deutsche Volk bedeutet, in Widerspruch gesetzt hatte, das mag verstehen, wers verstehen kann. Der Name **Bismarck** bedeutet ein Programm, dessen oberster Grundsatz lautet: Persönlichkeiten machen die Geschichte der Menschheit und nicht blöde, dumpfe Massen. Leicht fühlt man sich an das alte Wort erinnert: Difficile est, satiram non scribere.

Heinrich Reuß

Neue Glossen zum Balkankriege

Vom Balkan. Vgl. Nr. 7, 8, 18, 20, 21

9. Zwangstaufen unter den Pomaken

Durch die Zeitungen ging in den letzten Wochen die Nachricht von den Zwangstaufen unter den Pomaken durch die Bulgaren. Schon in den Monaten Dezember und Januar hatten bulgarische Banden türkische Dörfer überfallen und ihnen die Alternative gestellt, entweder zu sterben oder sich taufen zu lassen. Die Fälle waren damals noch vereinzelt. Jetzt scheint diese Form der Christenbekehrung unter den Pomaken System zu werden.

Die Pomaken sind ein ursprünglich bulgarischer Volksstamm, der vor etwa fünf Jahrhunderten zwangsweise zum Islam bekehrt worden ist, aber heute noch seine bulgarische Sprache spricht und das Türkische nicht versteht. Sie wohnen zumeist im Rhodopegebirge und hatten dort sich eine Art Selbständigkeit zu wahren gewußt. Wegen des Steuerzahlens waren sie ständig mit der türkischen Behörde im Konflikt. Gelegentlich haben sie wohl gar dem Vali ein Schaf gesandt und ihm sagen lassen, wenn er nochmals einen Steuereintreiber schicke, würde er dessen Kopf zurückerhalten. Sie waren bisher im Rufe, fanatische Muhammedaner und Christenhasser zu sein, wie es auch glaublich ist, da Nachkommen von Konvertiten den neuen Glauben mit besonderer Kraft zu vertreten pflegen und die Söhne von Türken und Bulgarinnen immer die fanatischsten Moslems und Bulgarenbedrücker gewesen sind.

Bei diesen Pomaken hat nun in den letzten Wochen die Bekehrungstätigkeit eingesetzt. Nach einigen Berichten, die mir vorliegen, geht die Sache meist so vor sich, daß ein Dorf umzingelt wird. Die Dorfbewohner werden zusammengerufen und aufgefordert, Christen zu werden. Natürlich weigern sie sich zunächst, ihre Religion zu wechseln. Es wird dann eine Anzahl von ihnen entweder vor den Augen der Anderen erschossen oder geprügelt. Wenn dadurch die Masse willig geworden ist, erscheint der Pope, der sie tauft, ihnen einen christlichen Namen gibt, auch sich zum Ueberfluß noch durch Unterschrift bestätigen läßt, daß sie **freiwillig** zum christlichen Glauben übergetreten seien. In einem anderen Berichte heißt es: In der Nacht kamen vier bulgarische Priester begleitet von vierzig Soldaten ins Dorf. Sie eskortierten die Bewohner in die Djami (Moschee) und zwangen sie unter verschiedenen Androhungen Christen zu werden. Einem jeden Manne nahmen sie den Fez ab, bedeckten seinen Kopf mit einer Kappe, besprengten ihn mit Weihwasser und gaben ihm einen Namen und ein Kreuz. Dann kamen die Frauen und Mädchen an die Reihe. Diesen zogen sie den Yaschmak (Schleier) vom Kopfe und gaben ihnen ein Kreuz. Ueberdies bekam jedes einen Zettel, der mit Nummer und mit dem ihm gegebenen Namen versehen war.

Bulgarische Priester und Lehrer scheinen hier mit Banden und Soldaten unter wohlwollender Ignorierung seitens der Behörden ein **nationales** Werk zu betreiben.

Ich setze zunächst daneben eine Erklärung, wie sie mir von bulgarischer Seite — ich füge hinzu, von einem durchaus verständigen und gebildeten Manne — gegeben ist: Die Pomaken sind vor 4 oder 500 Jahren mit Gewalt zum Islam bekehrt worden und sprechen heute noch bulgarisch, und in ihnen ist das Bewußtsein, daß sie früher Christen waren, nicht erstorben; sie haben sich sozusagen bis in die Gegenwart als Mußmuhammedaner gefühlt. Sie haben noch mancherlei christliche Bräuche und Sitten festgehalten. In gewissem Sinne verehren

sie noch die Mutter Gottes und Ortsheilige und feiern noch die großen Festtage des heiligen Demetrius und des heiligen Georg und den Trinitatistag. Vor zwölf Jahren hat sie ein russischer Journalist Alexander Baschmakoff auf seinen Reisen in den Balkanländern entdeckt, und damals schon, wo die Macht der Türken noch unerschüttert war, haben sie erklärt, nur unter dem Zwang Muhammedaner zu sein; wenn einst eine christliche Regierung in ihrem Land zur Herrschaft komme, so würden sie sofort Christen werden. Jetzt sind sie auch von selber gekommen und haben die Taufe haben wollen, um mit der herrschenden Partei zu gehen und besser zu fahren.

Ich habe keinen Grund, an dem guten Glauben meines Gewährsmannes zu zweifeln, denke aber, daß hier eine der Geschichtskonstruktionen vorliegt, wie sie ad majorem patriae gloriam bei den Balkanvölkern und zumal in diesem Kriege nicht selten sind.

Es mag sein, daß einige christliche Reminiszenzen wie das Halten gewisser heiliger Tage bei den Pomaken noch erhalten sind. Aber daran ist nicht zu zweifeln, daß sie eifrige, ja fanatische Muhammedaner waren und nur dem Zwang und der Not folgend das Kreuz genommen haben.

Es ist auch sehr wohl erklärlich, daß seitens der Bulgaren es nun zu den Zwangstaufen noch vor dem Friedensschluß kommt. Zuerst scheint es stille Abmachung gewesen zu sein, die Türken auszurotten. In dem Maße aber, als die Verluste im Kriege wuchsen — man beziffert sie heute auf über 100 000 Mann — mußte man beim Gedanken an die weiten Landstriche, die man okkupiert hatte, sich sagen, daß es vom Standpunkt des Volkswirts unklug ist, die Bevölkerung auszurotten, um hernach nur ein unbevölkertes Land zu besitzen. Andererseits bliebe eine muhammedanische Bevölkerung immer ein Fremdkörper im eigenen Volk. Was lag also näher, als sie mit Gewalt zu bekehren, und was war vom nationalen Gesichtspunkt aus verdienstlicher, als frühere Bulgaren, die einst der Türke mit Gewalt zum Islam gezwungen hatte, wieder dem Christentum zuzuführen! Man machte ja da ein nationales und religiöses Unrecht nur wieder gut. Und nun denke man an den bulgarischen Volkscharakter, der viel rücksichtsloser als der der übrigen Balkanvölker ist, und an den Tiefstand bulgarischer Popen, die in den Kämpfen von Patriarchisten und Exarchisten im Dienst der nationalen Propaganda erzogen sind, und an den Haß, der bei ihnen zum Teil infolge persönlicher Bedrückungen gegen die Türken groß geworden ist: dann versteht man, wie sie ohne Bedenken auch zu Zwangstaufen schreiten konnten. Dazu wird noch erzählt, daß es in Sofia ein Komitee gibt, das die Zwangsbekehrungen fördert und Prämien je nach der Zahl der Getauften zahlt. Ich lasse die Richtigkeit dieser Nachricht dahingestellt. Für unmöglich aber kann ich sie bei der Eigenart des bulgarischen Volkscharakters nicht halten.

Hermann Conradi

Unter den Stürmern der literarischen Bewegung der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts ist der frühverstorbene Hermann Conradi nicht nur der Zeit, sondern auch seinen geistigen Kräften nach einer der Allerersten, einer der Wenigen, die Anspruch haben auf dauernde Bedeutung. Er war der eigentliche künstlerische Vorläufer der „Moderne", deren Entwicklung er nicht mehr erlebte, aber sein Einfluß auf alle diejenigen, die die Moderne gestalten halfen, ist unbestritten. Johannes Schlaf und Gerhart Hauptmann sind ohne Conradi undenkbar. Ein toller, unreifer Feuerkopf, der unter den schwersten Opfern vorwärtsstrebte, früh verbittert, mißtrauisch und von Lebensekel geschüttelt, begann er sich schnell zu entwickeln. Zweiundzwanzig Jahre zählte er, als er im Fieber des Ehrgeizes und der Kampflust in dem stolzen Geleitwort zu den „Modernen Dichtercharakteren" sein und seiner Freunde Glaubensbekenntnis niederschrieb. Und schon sechs Jahre später riß ihn, den Siebenundzwanzigjährigen, ein jäher Tod aus seinen Hoffnungen und Plänen heraus, nachdem er das Elend bis zum letzten bittersten Bodensatz ausgekostet. Er wurde schnell vergessen. Jetzt wäre er fünfzig Jahre alt geworden. In der Neuausgabe seiner Werke feiert er eine berechtigte Auferstehung.

Bis vor kurzem waren seine Bücher kaum noch aufzutreiben. Conradi war den Meisten nur ein Name. Es lag sozusagen in der Luft, daß es an der Zeit sei, den früh Begrabenen in seinen Werken wieder auferstehen zu lassen, namentlich seit Michael Georg Conrad den Briefwechsel zwischen Conradi und Margarete Halm, die sogenannte „Liebesbeichte", herausgegeben hatte. Was Otto Julius Bierbaum, nun auch ein Frühvollendeter, bereits erstrebt hatte, haben Dr. Paul Ssymank und Gustav Werner Peters zur Wirklichkeit werden lassen und bei Georg Müller in München bisher drei Bände veröffentlicht; zwei weitere sollen noch folgen.*) Die drei Bände bringen Conradis Lyrik, die der Allgemeinheit bis auf die „Lieder eines Sünders" zum großen Teil unbekannt geblieben ist, die „Faschingsbreviere", die verstreuten Novellen und die essayistischen Schriften. Erst jetzt ersteht der Mensch und Dichter leibhaftig vor unseren Augen, der schöpferische Dichter in den Hauptstücken seines Werks, der zwiespältige Mensch in der ausgezeichneten, tief grabenden Biographie Ssymanks. Mit unermüdlichem Eifer hat er den Geist der Zeit studiert und alle erreichbaren Dokumente aufzufinden gewußt, die das Leben des Dichters beleuchten. Das Hauptmoment jeder echten Schaffenskraft wird bei dieser Lebenserzählung uns deutlich vor Augen gerückt, nämlich daß Leben und Werk nicht von einander zu trennen sind, daß unbedingt wahr und innerlich heiß alles erlebt war, was Conradi je geschrieben hat. Wir haben nun die Möglichkeit, Conradis Natur aus seinem Leben zu erklären. Ssymank bringt auch zahlreiche Briefe, die in ihrer hingeworfenen Form die ursprünglichsten Beweise eines willensstarken und nachdenklichen Menschen sind. So kommt das echte Bild einer menschlichen Existenz heraus.

Ein anhalter Landeskind (geboren am 12. Juli 1862 zu Jeßnitz) aus dem fruchtbaren Dichterjahrgang 1862, mußte Conradi als Sohn eines verkrachten Kaufmanns, als Sorgenkind vom Asthma schon als Schuljunge geplagt, frühzeitig den Nacken unter das Joch der Not beugen. Er war ursprünglich Buchhändler, dann Student und Journalist in Berlin, Leipzig und München. Schwer muß er um seinen Lebensunterhalt ringen. Und als er endlich in Würzburg mit einer kleinen Rente seines Verlegers eine Zuflucht sucht, findet er, ein früher Lungenkranker, den Tod.

Auf dem Grunde dieses kurzen Lebens baut sich das Werk auf. Niemand wird einen sonnigen Optimismus von dem Dulder dieses Schicksals erwarten. Wie der Mensch war, abstoßend, zerfahren, bissig, aber auch aufsteigend zu majestätischen Ausblicken, so war — natürlich — sein Werk. Bald nach der Herausgabe der „Modernen Dichtercharaktere", durch deren Vorrede Conradi zum ersten Male Allen sichtbar als Führer der literarischen Jugend auftrat, erschien ein Erzeugnis toller, übermütiger Fastnachtsstimmung, das „Faschingsbrevier für 1885", das in seiner Bevorzugung des Zotenhaften seinem künstlerischen Schaffen wenig Ehre macht. Gleichwohl ist das Büchlein für sein Streben bezeichnend. Beweist es doch, daß sich Conradi noch keineswegs bewußt war, wo die Stärke seines Könnens lag und wohin die ganze Richtung seines Wesens ging. Noch in Berlin gab er die ungeheuerlichen „Brutalitäten" heraus. Er, der vom Leben schwer Getroffene und in seinem Idealismus Getäuschte, wollte hierin das gewaltige Berliner Leben in seinen Höhen und Tiefen erfassen. Auch in diesen Novellen bewegt sich Conradi auf einem höchst zweideutigen Gebiet menschlichen Geschlechtslebens. Paul Schlenther erklärte sie kurz und bündig für schamlos. Conradi, der übrigens selbst bald über die „Brutalitäten" absprach, hatte sich aus dem, was er sah und hörte, ein mit Ekel und Widerwärtigem überladenes Weltbild zurechtgemacht, das er als Wahrheit ausgab und das in Wirklichkeit weiter nichts war als eine Verzerrung. Er wollte die Brutalität und bodenlose Gemeinheit des Lebens darstellen — und kannte das Leben selber noch nicht richtig.

Auf höherer Stufe steht Conradis berühmtes Gedichtbuch „Die Lieder eines Sünders", überhaupt seine Lyrik. Hier gab

*) Der Preis der drei erschienenen Bände beträgt 15, gebunden 22,50 Mk.

er das Beste, was er zu geben vermochte, und mag auch viel Schwulst und Prahlen drin zu finden sein — seine Gedichte sind das, was ihn überleben wird. Hier gibt es tatsächlich Vollendungen und mehr des künstlerisch Reifen, als die allgemeine Wertung annimmt. Rhythmen, die teils im strengen Gleichmaß gezügelt, teils ungefesselt im freien Strom einer stürmenden Sprachkunst erscheinen, alle klingenden Versvariationen durcheilend, vom schlichten Lied bis zum Pathos der Dionysos-Dithyramben Nietzsches. „Lieder eines Sünders", so schrieb er in der Einleitung, bedeuten „Lieder eines Kämpfers, der sich nicht ganz von der grenzenlosen Gemeinheit des Lebens knechten lassen wollte". Sein Kampf galt der „Sünde", d. h. der geistigen Unfreiheit; aber Conradi erging sich keineswegs in einer bloß gedankenmäßigen Tendenzlyrik. Im Gegenteil, die Ziele und Ideale, denen er zustrebte, waren durchaus verschwommen und unklar, und alles löste sich in tieferlebte Stimmungen auf. Höhen und Tiefen menschlichen Seins und Denkens durchmaß er in kühn genialem Zuge; in mystischer Trunkenheit tastete er „mit pochenden Geistesfingern an die Pforten des Alls" und strebte nach dem ewig ungefundenen „Urwort, das allein Erlösung beut". Das ganze Buch eine Beichte harter Herzenskämpfe, in denen bald das Gemeine, bald das Edle unterliegt. Soll ich Einzelnes hervorheben? „Um Mitternacht", die „Nachfeier", „Herbstklänge", der „Wunderquell" und „Durch die verschlafenen Gassen", die „Erdeinsamkeit", „Verlassen", „Klage des Jünglings", „Die müde schon verglühte . . .", „Mein Herz ist voll Sonne . . .", „Friede", dann der wundervolle „Abschied":

Nun ist die Stunde kommen,
Da ich von hinnen muß . . .
O Mutter, liebe Mutter, gib
Mir nun den Abschiedskuß!
Ich weiß, du läßt mit Bangen
Mich meine Straße ziehn —
Und doch ein wild Verlangen
Nimmt mich so ganz gefangen,
Will mir die Brust verglühn . . .

O Mutter, liebe Mutter,
Laß nur das Weinen dein! . . .
Du warst so treu, du warst so gut —
So wirds nie wieder sein . . .
Doch laß mich still gewähren.
Mein Herz ist stark und rein —
Und trockne deine Zähren,
Dein Schmerz wird sich verklären —
Dein Gott wird mit dir sein! . . .

Und das oft zitierte dreizehnte Stück der „schwarzen Blätter", in dem er sich selbst einschätzt:

Ich weiß — ich weiß: nur wie ein Meteor,
Der flammend kam, jach sich in Nacht verlor,
Werd ich durch unsre Dichtung streifen!
Die Laute rauscht. Es jauchzt wie Sturmgesang, —
Wie Südwind kost — es gellt wie Trommelklang
Mein Lied und wird in alle Herzen greifen . . .

Dann bebts jäh aus in schriller Dissonanz . . .
Die Blüten sind verdorrt, versprüht der Glanz —
Es streicht der Abendwind durch die Zypressen . . .
Nur Wen'ge weinen . . . Sie verstummen bald.
Was ich geträumt: sie geben ihm Gestalt —
Ich aber werde bald vergessen . . .

Vieles Andere noch ist wirklich schön und restlos bewundernswert. Wie aus einem tätigen Vulkan kamen die Dichtungen aus dem innersten Herzen des Dichters. Am wohlsten war ihm, wenn er in freien Rhythmen, ungehemmt durch Metrum und Reim, dahinstürmen konnte. Dann gießt er als erster aller deutschen Lyriker Gedanken und Stimmungen in künstlerische Form, wie sie um dieselbe Zeit ein Größerer, Friedrich Nietzsche, in seinem „Zarathustra" machtvoll gestaltete. Und wer vermöchte auch in den Verirrungen dieser heißen, überfließenden Seele den echten Dichter nicht zu erkennen? Alle Gedichte sind rückhaltlose Selbstbekenntnisse eines modernen Menschen, hervorgegangen aus dem echten Quell einer bis zur Selbstvernichtung wahrhaftigen Persönlichkeit. Schon seine Mitkämpfer haben das bezeugt: Bleibtreu, Michael Georg Conrad, Johannes Schlaf, Otto Julius Bierbaum, auch der damals noch völlig unbekannte und unbeachtete Gerhart Hauptmann. Wenn gleich er sich innerlich mit Conradis Gedichtbuch nicht so recht zu befreunden vermochte, so erkannte er doch die dichterische Bedeutung an. Er findet in den „Liedern eines Sünders", die er in der Allgemeinen Deutschen Universitätszeitung vom 16. April 1887 besprach, „wie überall Gutes und Schlechtes vereint. Das Gute allerdings ist außergewöhnlich gut, das Schlechte außergewöhnlich schlecht. Letzteres aber hat seinen Ursprung nicht in der Unfähigkeit des Dichters, sondern vielmehr in einer gewissen Ueberkraft desselben, einer wüsten Zügellosigkeit seiner Phantasie, die sich mitunter in Roheiten verliert, deren nicht einmal witzige Brutalität eine künstlerische Wirkung nicht aufkommen läßt . . . Das Buch spiegelt eine weit über das Gewöhnliche hinausgehende, leidenschaftdurchglühte Seele, sein Verfasser ist ein wirklicher Dichter. Demnach fasse ich Hermann Conradi als einen Dichter auf, der mit diesen seinen Sünderliedern dem Sturm und Drang seinen Tribut gezahlt hat, und dessen Weiterentwicklung man mit Interesse entgegensehen muß." Und Bierbaums sicherer Kunstinstinkt bewunderte die Lyrik Conradis und pries den Dichter als „eminenten Seelenmaler von gewaltigster Kühnheit und schier dämonischer Wühlkraft."

Die Zahl der Prosawerke Conradis ist ungeheuer für sein junges, kurzes Leben. Wir finden Novellen, Essays, mancherlei Aufsätze und Studien zur älteren deutschen und zur modernen Literatur. Auch manches Nichtige ist gesammelt. Nur seine beiden Romane „Phrasen" und „Adam Mensch" fehlen noch. Möchte sie der Verleger bald bringen! Denn sie sind für die Kenntnis von Conradis Welt- und Lebensanschauung von hohem Werte, vor allem auch inbezug auf seine religiöse Weltanschauung. Von Jugend auf hatte Conradi mit Verehrung zu Jesu Persönlichkeit emporgeblickt, und er tat dies auch dann noch weiter, als er innerlich das Christentum überwunden hatte. In dem gekreuzigten Heiland erblickte er das Symbol der leidenden Menschheit, und bei seinem Anschauen ward es ihm zu Sinn, wie er in den „Phrasen" schrieb, „als müßte er in die Knie brechen und die Arme zu dem toten Gotte emporstrecken und den toten Gott um eine wahrhaftige Welterlösung anflehen, die alle umfaßte." Was den Inhalt beider Romane betrifft, so will Conradi in ihnen einen Typus des Uebergangsmenschen schildern. Heinrich Spalding in den „Phrasen" und Adam Mensch sind solche Uebergangsmenschen, letzterer in gewissem Sinne die Vollendung des ersteren. Und Heinrich Spalding ist kein anderer als Hermann Conradi selber. Ein Jünger Nietzsches, der in vielen Worten und Wendungen an seinen Meister gemahnt. Technisch arbeitet der Dichter in den Romanen ganz im Sinne der naturalistischen Schule, aber immer kommt der Romantiker wieder zum Vorschein. Ueberall fühlt man den durch das Leben tief enttäuschten Idealisten heraus.

Er war ein Uebergangsmensch, mit allen Symptomen des Uebergangsmenschen behaftet, kein Dekadent! Ein Problematiker, der für Andere die neuen Probleme innerlich erprobte und durchkämpfte. Ein Prellstein zwischen zwei Zeiten, wie etwa Günther oder Lenz. Er fühlte in sich die ganze Macht der Vergangenheit, aber er spürte schon das Wehen einer neuen Zeit. Zu einem vollen Ausreifen kam er nicht. Seiner kurzen Lebensfrist aber war eine Schaffenskraft gegeben, wie sie nur auserwählten Begabungen mit ihrer Begeisterung, ihrer Unermüdlichkeit, ihrem Glauben an den Sieg, ihrem Zwang zum Wirken von jeher zur Seite stand.

Otto Trübe

Verschiedenes

Francesco Matarazzo, Chronik von Perugia. Uebersetzt und eingeleitet von Marie Herzfeld. Jena, Eugen Diederichs 1910. 258 S. 6, gebunden 7,20 Mk.

Francesco Petrarca, Briefe an die Nachwelt. Gespräche über die Weltverachtung. Von seiner und vieler Leute Unwissenheit. Uebersetzt und eingeleitet von Hermann Hefele. Ebenda 1910. 197 S. 5, gebunden 6,20 Mk.

Enea Silvio Piccolomini, Briefe. Uebersetzt und eingeleitet von Max Mell. Ebenda 1911. 285 S. 6, gebunden 7,20 Mk.

Alfonso Beccadelli u. A., Alfonso I. und Ferrante I. von Neapel. Uebersetzt von Hermann Hefele. Ebenda 1912. 321 S. 6, gebunden 7,20 Mk.

Luca Landucci, Ein florentinisches Tagebuch (1450—1516) nebst einer anonymen Fortsetzung (1516—1542). Uebersetzt von Marie Herzfeld. Ebenda 1912. 244 S. 5, gebunden 6,20 Mk.

Pier Candido Decembrio, Leben des F. M. Visconti und Taten des F. Sforza. Uebersetzt von Philipp Funk. Ebenda 1913. 113 S. 3,50, gebunden 4,70 Mk.

Stefano Infessura, Römisches Diarium. Uebersetzt von Hermann Hefele. Ebenda 1913. 275 S. 6, gebunden 7,20 Mk.

Alexander VI. und sein Hof. Nach dem Tagebuch Burcards herausgegeben von L. Geiger. Stuttgart, R. Lutz 1912. 356 S. 6, gebunden 7 Mk

Es scheint, als ob die Beschäftigung mit der italienischen Renaissance dem wichtigen Quell unserer neuen Zeit, im letzten Jahrzehnt wieder stärker geworden sei wie vordem. Nicht mit dem Ueberschwang einer alles nur in den rosigsten Farben sehenden Begeisterung, sondern mit kritischerem, kühlerem Blick bemächtigt sich die Forschung der Erscheinungen jener Zeit, um ihre Eigenart und Bedeutung desto sicherer zu erkennen. Gerade im Sinn dieser sachlicheren Würdigung ist es mit besonderer Freude zu begrüßen, daß eine Reihe von wichtigen Quellen in Uebersetzung einer größeren Leserzahl zugänglich gemacht wird. Denn durch keine Darstellung, selbst nicht durch die eines Jakob Burckhardt, kann die Wirkung und zugleich Naivetät der originalen Nachrichten aus der Zeit selbst übertroffen werden.

Wie naiv die ersten Pfadfinder in das vergessene Reich der Antike dieser selbst und dem eigenen Leben gegenüberstanden, das lehren Petrarcas Briefe und Gespräche. Sie geben zugleich von der zwiespältigen Natur des großen Italieners eine deutliche Vorstellung. Harmloser, aber auch kleinlicher, erscheint uns dagegen Pius II. in seinen Briefen und seinem stark von Boccaccio beeinflußten Liebesroman. Es ist bezeichnend genug für die Zeit, daß ein solcher Mann zur Papstwürde gelangen konnte; bezeichnend aber auch für seinen Charakter, daß er, der einst als lebenslustiger Humanist die Welt durchstreift und manches Abenteuer erlebt hatte, später, mit zunehmenden Ehrenstellen, immer verlegener über seine Vergangenheit redet und sich nun hinter würdevollen, aber dennoch wenig echt klingenden Redensarten verschanzt. Eine trotz seiner geistigen Bildung kleinliche und selbstgefällige Natur, deren Eitelkeit und Streberei auch schon in den Jugendbriefen deutlich genug hervortritt.

Aus dem Kreis der Humanisten und der geistigen Seite der Renaissance führt die Chronik von Perugia hinein in die bewegten Schicksale einer Stadt: ein düsteres Bild voller Kampf und Grausamkeiten entrollt sich vor unseren Augen. Wir sehen die Machtstellung und Schicksale des fürchterlichen Geschlechtes der Baglioni und vernehmen dabei allerlei Nachrichten auch über andere Staaten Italiens. Der Erzähler ist kein gelehrter Humanist, sondern schreibt einen einfachen, aber deshalb oft um so packenderen und wirkungsvolleren Stil. Die gräulichsten Taten werden mit einer naiven Selbstverständlichkeit erzählt, die uns oft schaudern läßt und die kein Geringerer als Stendhal in seinen Novellen und Chroniken so meisterhaft nachzuahmen verstanden hat.

Auch vom päpstlichen Hof weiß der Chronist Perugias zu erzählen und von den schlimmen Gerüchten, die über den Papst Alexander und seine Familie im Umlauf sind. Mitten hinein in dieses lastervolle Leben führen die Tagebücher des Burcard. Auch hier schildert ein kunstloser Erzähler und wirkt das Erzählte gerade durch die Einfalt und Absichtslosigkeit des Schreibers um so packender. Glücklicherweise ist nur eine Auswahl der häufig allzu sehr in der Beschreibung zeremonieller Aeußerlichkeiten sich verlierenden Tagebücher gegeben. Noch in dieser Kürzung wirken die umständlichen Erörterungen über Rangfragen 2c. fast ermüdend. Um so schärfer aber heben sich hiervon die oft trockenen und kurzen Bemerkungen ab, die das ganze schamlose Leben und Treiben am Hofe Alexanders VI. grell beleuchten. Der schreckliche Papst und sein noch entsetzlicherer Sohn, die schöne Lucrezia und ihre verschiedenen Ehegatten, die lasterhaften Prälaten, worunter kaum einer besser als der Papst selbst, sie alle werden in der Zeichnung Burcards lebendig. Von der hohen Geistesbildung und Geisteskultur, die damals schon feste Wurzeln in Italien geschlagen hatte, ist hier nichts zu bemerken. Es ist die düstere Kehrseite der glanzvollen Kultur, die wir hier vor Augen haben, ähnlich jenen Darstellungen der „Frau Welt" an den mittelalterlichen Domen. — Auch die Tagebücher des Infessura werfen ein grelles Licht auf das römische Papsttum, das sie hauptsächlich in dessen beiden Vertretern Sixtus IV. und Innozenz VIII. schildern. Nur daß der Verfasser um einen Grad lebendiger als Burcard, aber auch parteiischer die Ereignisse beurteilt. Er stand nicht wie Burcard in unmittelbarster Nähe des Papstes, war dafür aber auch politisch an den Ereignissen interessiert. Als Gegner der Päpste malt er oft Schwarz in Schwarz, aber viele seiner Bemerkungen sind nur allzu wahr und zeigen uns den Verfall der Kurie. Eine Kirche, an deren leitenden Stellen solche Auswüchse möglich waren, konnte und durfte nicht den Anspruch behalten, die alleinberechtigte zu sein.

Als einfacher Bürger hat der Florentiner Landucci seine Tagebücher verfaßt. Er stand den Großen seiner Heimat fern, begleitete aber alles mit lebhafter Beobachtungsgabe. Neben den politisch wichtigen Dingen, der Herrschaft der Medici und ihrem Untergang, dem erschütternden Wirken Savonarolas und seiner fanatischen, vielfach kulturfeindlichen Wirksamkeit, neben der Wiedereinsetzung der nun als Fürsten auftretenden Medici erzählt er uns hundert Zustände des kleinen Lebens. Da erfahren wir bis ins Einzelne, wie der Bräutigam seine Braut ausstattete, wie die ausgeschriebene Steuer wirkte, was der Apotheker für seinen Gewürzladen bedurfte, welche Wunder an Madonnen und Heiligenbildern sich offenbarten.

Mit dem Leben des Neapler Hofes macht uns der Humanist Beccadelli bekannt. Hatte er einst wegen seines frivolen Hermaphrodit die größten Anfeindungen erlebt, so war er später in Neapel zum ernsten Gelehrten und Beamten geworden. Als solcher gibt er eine Charakteristik seiner Umgebung, besonders des Königs Alfons: obwohl spanischer Herkunft, ist dieser nach Eroberung Neapels ganz Italiener und Renaissancefürst großen Stils.

Decembrio legt in seiner Lebensbeschreibung des letzten Visconti in Mailand Zeugnis ab von diesem eigentümlichen Herrscher, der seine Gewalt auf Mißtrauen fest gegründet zu haben schien und trotzdem nicht verhindern konnte, daß bald nach ihm der von ihm gehaßte Francesco Sforza den lang ersehnten Herzogshut von Mailand erlangte. Auch diesem widmete Decembrio eine Lebensbeschreibung, die jedoch an Lebendigkeit weit hinter der des Visconti zurücksteht.

So geben uns diese Quellen von den verschiedensten Ländern und Staaten Italiens, von Herrschern, Päpsten und Gelehrten, aber auch von dem alltäglichen Leben, das wir so leicht über den großen Persönlichkeiten vergessen, ein anschauliches Bild. Die den Uebersetzungen vorausgehenden Einleitungen führen geschickt in jene Welt ein, in der so viel Großes und Neues erstand, in der aber auch die Gegensätze besonders schroff hervortraten. Die Uebersetzungen selbst lesen sich leicht und gut und sind tunlichst dem Stil des Originalwerkes angepaßt. Eine gute und sorgfältige Illustration erhöht bei den Diederichsschen Bänden den Genuß der Lektüre.

Valentin Scherer

Forschungen zur Lebensordnung der Gesellschaft Jesu im XVI. Jahrhundert. Von Hermann Stoeckius. München, Oskar Beck 1911. Zweites Stück. 198 S. 5 Mk.

Die Forschungen zur Geschichte des Jesuitenordens von Stoeckius, deren erstes Heft wir früher (1911 Sp. 740) besprachen, haben Aufsehen erregt, da sie, fußend auf genauester Kenntnis des Materials, mit objektiver Unbefangenheit die Praxis des Lebens unter den Jesuiten nach gleichzeitigen Quellen darzustellen suchten und uns zeigten, daß wir bisher zu stark mit der Theorie gearbeitet hatten. Das zweite Heft stellt das gesellschaftliche Leben im Ordenshause, dessen Begriff (collegium) zuerst erläutert wird, dar: die einzelnen Häuser werden nach den Jahren ihrer Entstehung vorgeführt, die Zimmer und ihre Ausstattung, die Gastfreundschaft, die „als solche in der Gesellschaft Jesu keine Stätte hat", die Erholungen und Spiele, die Kontrolle, die Korrespondenz der Zöglinge usw. werden besprochen. Man sollte kaum glauben, daß sich darüber ein ganzes Buch schreiben ließe, aber man liest in steigender Spannung diese Details eines wunderbar aufgebauten Organismus; es ist nichts vergessen von diesen Pädagogen des Gehorsams, die doch einen gewaltigen Respekt abzwingen. — In einer besonderen kleinen Abhandlung hat Stoeckius „die Reiseordnung der Gesellschaft Jesu im XVI. Jahrhundert" (Heidelberg, Winter 1912. 42 S. 1,50 Mk.) dargestellt, amtliche Reisen, Missionsreisen, Pilgerfahrten und Erholungsreisen; mit gewohnter Sorgfalt. Es ist das Studium dieses jesuitischen Innenlebens, wie ich es nennen möchte, unerläßlich für Jeden, der hier mitsprechen will, und dazu gibt ja die Gegenwart reichlich Anlaß.

Walther Köhler

Vom belgischen Generalstreik. Als in Belgien der Generalstreik ausbrach, lasen wir in Nr. 85 der Leipziger Volkszeitung von den Vorbereitungen, die in den Städten des Landes die sozialdemokratischen Bildungsausschüsse getroffen hätten, um den Arbeitslosen während des Streiks eine heilsame oder harmlose Beschäftigung zu schaffen. Am besten habe sich zu diesem Zweck Brüssel organisiert: „In jedem der 6 Volkshäuser Groß-Brüssels wird ein Lesezimmer eingerichtet, in dem die Streikenden unter Anderem die Zeitungen werden lesen können; 400 Exemplare der wichtigsten bürgerlichen Zeitungen aller Schattierung und ebensoviele von den Tageblättern der Arbeiterpartei werden dazu täglich gebraucht werden. In allen Vororten werden für die Dauer des Streiks Filialen der Zentralbibliothek errichtet, die den ganzen Tag geöffnet bleiben werden. Auf einen durch die Parteipresse veröffentlichten Aufruf hin machten etwa 50 Personen Bücherspenden, davon etliche in der Höhe von 200 bis 500 Bänden. Diese Bücher werden zum Teil unter den Streikenden Brüssels, die die für sie eingerichteten Vorträge besuchen, ausgelost werden, zum übrigen Teile werden sie als Preise für die Sieger in den Sportwettkämpfen und Volksspielen dienen, die täglich stattfinden werden. An jedem Vormittag werden in 10 verschiedenen Lokalen Vorträge, an jedem Nachmittag in 4 der größten Säle der Stadt Konzerte und Festaufführungen veranstaltet. Für diese Konzerte haben mehr als 60 Künstler — berühmte Sängerinnen und Musiker sowohl wie Ueberbrettlsänger und auch Clowns — ihre freundliche Mitwirkung zugesagt. Außerdem finden jeden Tag unter sachverständiger Führung Museenbesuche und Ausflüge für Fußgänger und Radfahrer statt. Drei Sportplätze, die von Fußballklubs zur Verfügung gestellt worden sind, werden nachmittags von den verschiedenen Arbeitersportvereinigungen für ihre Uebungen und Wettkämpfe benutzt werden; die eigentlichen Volksspiele werden ebenfalls jeden Nachmittag auf dem Rasen von vier in der Nähe der Stadt gelegenen Parks stattfinden. Und damit alle Liebhabereien zu ihrem Rechte kommen, hat ein freundlich gesinnter Parkbesitzer der Umgebung seinen großen Fischteich den Streikenden zum Angeln zur Verfügung gestellt."

Diese Notiz interessierte uns, und wir legten sie einem Freunde in Brüssel vor. Er steht dort in gesegneter Arbeit an einem evangelisch-kirchlichen Werk. Er schrieb uns darauf:

„Der Artikel gibt einen sehr guten Ueberblick über die hauptsächlichsten Züge der interessanten Anstrengungen, die von den belgischen Sozialisten gemacht werden, um während des Streiks ihre Truppen in vollkommenster Ordnung zu erhalten und den Arbeitern, welche an Untätigkeit nicht gewöhnt sind, heilsame und fördernde Zerstreuungen zu bieten. Ich für meinen Teil stehe unter dem starken Eindruck des Schauspieles von Macht und Disziplin der belgischen sozialistischen Partei, von der Mäßigung, dem Takt und der Festigkeit der Führer, ebenso wie von dem Gehorsam, der Unterwerfung, der Klugheit und dem guten Menschenverstand der Arbeiter. Niemand hielt in Belgien die sozialistische Partei für so ungeheuer mächtig, und Niemand glaubte an einen friedlichen Streik. Besonders die katholischen Zeitungen unterließen nicht allerhand Provokationen, und die Regierung tat alles, um den Zorn des Volkes herauszufordern, indem sie überall, selbst da, wo es nicht nötig war, Gensdarmen und Soldaten umherschickte. Jedoch dies alles hat die Sozialisten nicht verhindert, uns ein glänzendes Beispiel von dem zu geben, was Leute können, die wissen, was sie wollen, und die hartnäckig eine gerechte Sache wollen. Bemerkenswert ist die Art, wie die Streikenden (es sind an 500000) und besonders ihre Frauen Ersparnisse für den Streik gemacht haben. Sie entsagten allerlei Vergnügungen. Zeitungen haben Statistiken gegeben, welche zeigen, daß in den Arbeiterkreisen der Alkoholverbrauch beträchtlich nachgelassen hatte vor dem Streik und sich noch mehr verringert hatte während des Streiks. Es ist wichtig festzustellen, daß in der Hauptstadt Brüssel, wo die Volksbewegungen immer sehr heftig sind, während des ganzen Streiks die vollkommenste Ruhe herrschte. Keine Unordnung, keine lärmende Kundgebung, keine Herausforderung, kein aufwieglerischer Schrei können den Arbeitern vorgeworfen werden. Keine Trunkenbolde in der Straße; das Restaurant des Volkshauses war alle Tage bis 6 Uhr geschlossen. Uebrigens genießt man in dem Restaurant, selbst in gewöhnlichen Zeiten, mit Ausnahme von Bier kein alkoholisches Getränk. Am Morgen wohnten die Arbeiter dieser oder jener Sitzung ihrer Syndikate bei oder brachten einige Stunden in den Lesesälen eines der Volkshäuser zu. Am Nachmittag gingen sie in Gesellschaft ihrer Frauen und ihrer Kinder aus, um die frische Luft des Bois de la Cambre und des Waldes von Soignes einzuatmen und mit der Familie die ersten Frühlingsblumen zu pflücken. So durch Luft und Naturschönheiten erfrischt, kehrten sie ruhig nach Hause zurück. Andere, Sportliebhaber, spielten ein Ballspiel, ein nationales und besonders Brüsseler Spiel. Der große historische Platz Sablon war jeden Tag voll von Ballspielern, und ebenso war es auf vielen Plätzen und bestimmten Straßen der Stadt. Die sozialistischen Führer, die Ausschußmitglieder der Syndikate, die verschiedenen Gruppen haben in der friedlichen Vorbereitung dieses Streikes eine beträchtliche Arbeit geleistet und einen Beweis von Intelligenz und bemerkenswertem moralischen Sinn gegeben. Ohne Zweifel ist wegen des Geistes, in welchem dieser Streik organisiert worden ist, abgesehen von dem größten Teil der Klerikalen, die öffentliche Meinung und selbst die der Liberalen und Konservativen, die prinzipiell den Streik mißbilligt, ihm günstig gewesen. Man hat erlebt, daß einer der größten Industriellen des Landes, Herrn Warocque, es auf sich genommen hat, alle Kinder der Streikenden der Bergwerke, deren Direktor er ist, zu ernähren. Diese Tatsache ist ein schätzenswertes Zeugnis für den Geist dieses Generalstreikes."

Die schweizer „Neuen Wege", Maiheft, bringen einen begeisterten Rückblick auf den Streik, besonders dies rühmend, daß er nicht einem materiellen, sondern ideellen Zwecke gedient habe. Das Tatsächliche findet man sehr gut beisammen in einem Artikel von Vandervelde in Heft 21 des „März" vom 24. Mai. R

Kleine Mitteilungen. Die Freunde vom Kongreß werden baß erstaunt sein über unsern heutigen Kongreßbericht. Und bei der Gedankenlosigkeit, mit der die Zeitungen gern arbeiten, wird vielleicht hier oder dort zu lesen sein: „Sogar die Christliche Welt urteilt. . ." Wie gedankenlos hat man vorm Jahr das Fazit der Essener Tagung gezogen! Unsre Leser werden bald verstehen, weshalb wir den Artikel aufgenommen haben. Gar nicht, als ob wir damit einverstanden wären! Unser bestellter Bericht, dem der Hamburger Freiwillige zuvorgekommen ist, folgt in nächster Nummer. Fast all die 24 Jahre hindurch habe ich die Kongreßberichte selbst geschrieben; diesmal konnte ich nur eben auf Stunden in Hamburg sein. Sie genügten, mich von dem so innerlich wie äußerlich vollkommenen Erfolge des Kongresses zu überzeugen. Einmal schon hat Freund Reuß mich als Berichterstatter vertreten: 1898. Es lohnt jenen Jahrgang zum Vergleich aufzuschlagen (Nr. 24); der Kritiker von heute kündigt sich darin schon an, aber wie anders war noch seine Grundstimmung gegen den Kongreß! Wenn ich nun heute trotz starken Dissenses seinen kritischen Bericht ohne Zögern aufgenommen habe, so bestimmt mich nicht nur, daß er von einem unsrer ältesten und treuesten Freunde kommt. Wiewohl auch das ins Gewicht fällt, denn mir hat es immer als Ideal unsres Kreises von der Christlichen Welt vorgeschwebt, daß wir im Tragen von Meinungsverschiedenheiten Großes vermögen sollen: ein letztes (religiöses) Gemeinsame immer vorausgesetzt. Nein, der Bericht war mir der Annahme wert, weil er bezeichnend ist für das Verständnis, das der Kongreß in Hamburg gefunden hat. Und ferner weil voraussichtlich — aus anderem Anlaß — die nächsten Nummern in weitem Umfange Ansichten ausgeben werden, die denen von Reuß gründlich widersprechen. Aber — und das ist die Pointe — alles unmaßgeblich, d. h. Niemanden majorisierend, sondern aus Erwägung zur Erwägung, in dem Bewußtsein, daß wir auch im Evangelisch-Sozialen Kongreß für das, was geschehen und kommen muß, die letzten sicheren Parolen noch nicht haben. Das scheint uns gar kein Unglück weder für den Kongreß (denn wofür ist eigentlich ein Kongreß da?) noch für die Christliche Welt (denn wofür ist eigentlich eine Zeitschrift da?). Wie schade übrigens, daß Pfarrer Reuß an der Zusammenkunft der Freunde in Hamburg am 15. nicht teilgenommen hat! Gerade die Dinge, die ihm die ganze Seele bewegen, sind dort frei und mannigfach zu Worte gekommen, und von mehr als einer Seite habe ich gehört, daß dieser Abend eigentlich der Höhepunkt des Kongresses gewesen sei. —

Eine interessante Nachricht, die unsre Leser vielleicht noch nicht kennen. Interessant dafür, wie ein andrer Staat seine Idealisten zu schätzen weiß. Präsident Wilson hat den Botschafterposten der Vereinigten Staaten in China dem bekannten Führer der christlichen Jung-Männer-Bewegung John R. Mott angeboten! Und noch interessanter vielleicht: John Mott hat den Ruf ausgeschlagen! Sein Posten an der Spitze der christlichen Jugend, insbesondre der Studentenmission, und sein Einfluß als religiöser Propagator war ihm wichtiger. Daran kann man studieren, wie viel enthusiastischer in Amerika Religion gepflegt und wie viel reeller sie dort eingeschätzt wird. —

Unsre Bitte, sich zu v. Zastrows Diesseitsreligion (in Nr. 20) zu äußern, hat den freundlichsten Wiederhall gefunden. Aber natürlich ist noch jede Zuschrift willkommen, denn es handelt sich ja um eine Stichprobe auf die verbreitete Meinung, auf die Stimmung der uns zugänglichen Bildungsschicht — also je mehr Stimmen, desto besser. Ob Einzelnes sich für den Abdruck eignet, ist ganz Nebensache; wir geben Herrn v. Zastrow Einblick in alles, was eingegangen, und veröffentlichen hier eine Uebersicht über den Befund. Der Artikel von Wobbermin kommt in Nr. 24. R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Versammlungskalender

1.— 3.	Juni	Evangelisch-kirchlicher Hilfsverein und Frauenhilfe Berlin
4.	"	Treuga Dei Guben
9.—12.	"	Internationale Abolitionistische Föderation Paris
11.—15.	"	Weltbund Jünglingsvereine und Vereine junger Männer Edinburg
24.—26.	"	Verein gegen Mißbrauch geistiger Getränke Hannover
7.—10.	Juli	Kursus des Keplerbundes Godesberg
16.—22.	"	Weltkongreß für freies Christentum Paris
4.—16.	August	Ferienkurse Jena
4.—30.	"	Internationales Friedensseminar Kaiserslautern
20.—23.	"	Internationaler Friedenskongreß Haag

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 19. Die Südslawen in Oesterreich-Ungarn — Aeußerungen des kirchlichen Lebens 1911 (Schluß) — 18. kirchlich-sozialer Kongreß — Verschiedenes: Der Tod Jathos; Der „Reichsbote"

Ordinierter Hilfsprediger sofort gesucht. 2000 Mk. Gehalt und freie möblierte Wohnung.
Der Gemeindekirchenrat St. Georg **Frankfurt a. O. Andrießen, P.**

Neuphilologe, höheres Semester, auch theologisch gebildet, sucht Beschäftigung als Privatlehrer. Näheres unter **E. V.** an den Verlag.

Kandidat der Theologie sucht für kommenden Herbst eine Stelle in der
Jugendvereins-Arbeit
einer größeren Stadt.
Angebote unter **W. C.** an den Verlag der Christl. Welt.

Predigervakanz

An der St. Ansgariikirche in Bremen ist zu Ostern 1914 eine der beiden Predigerstellen zu besetzen. Bewerbungen freisinniger Geistlicher, die als ordinierte Prediger im Amt sind oder früher als solche angestellt waren, werden bis zum 30. Juni ds. J. von dem unterzeichneten verwaltenden Bauherrn entgegengenommen. Derselbe ist zu weiterer Auskunft bereit.

Bremen, Richtweg 21. **Dr. R. Quidde**

Soeben erschien:

Aus der Welt der Gefangenen

Von Dr. phil. H. Seyfarth

Pastor am Hamburger Zentralgefängnis und Geschäftsleiter des Deutschen Hilfsvereins für entlassene Gefangene zu Hamburg

14 Bogen Groß-8°, eleg. kaschiert Mk. 3.60, gebunden Mk. 4.20

Das Werk will dem **Laienpublikum** Einblick in die Welt der Gefangenen gewähren. Die großen Probleme, die Schuld und Sühne umfassen, werden von dem sachkundigen Verfasser aus reicher Erfahrung heraus beleuchtet und an vielen typischen Beispielen erläutert. Zugleich erfährt der Leser, wie in den Strafanstalten gearbeitet wird, um die Gefangenen dem Leben in der Freiheit tauglich zu erhalten, und welche Wege die Fürsorge einschlägt, um sie — soweit möglich — nach ihrer Entlassung wieder zu brauchbaren Gliedern der menschlichen Gesellschaft zu machen. Ein **fesselndes** Buch, das zu ernstem Nachdenken über Probleme anregt, mit denen sich jeder Menschenfreund beschäftigen sollte, da diese „Welt der Gefangenen" allein in Deutschland von mehr als einer halben Million Menschen bevölkert wird.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Gustav Schloeßmanns Verlagsbuchhandlung (Gustav Fick), **Leipzig.**

Kandidaten der Theologie können zur praktischen Ausbildung in der Fürsorge-Erziehungs- Pflegschafts-, und Vormundschafts-Arbeit jederzeit eintreten im **Kinder-Rettungs-Verein** (E. V., anerkannt als milde Stiftung), monatliche Vergütung 90 Mark und freie Wohnung mit Frühstück im Vereinshaus. Meldungen erbeten an **Pfarrer Wilhelm Pfeiffer, Berlin** NW. 6, Charité-Str. 2.

Soeben ist erschienen:

Johannes Müller

Wegweiser

VII, 424 Seiten 8⁰. In Leinwand geb. M. 4.50, in Leder M. 6.—

Inhalt: Wie ich es sehe — Das Leben ist das, was wir daraus machen — Das Wesen des Glaubens — Leben! — Von der Fühlung mit Gott — Sachlich leben — Von denen, die sich selbst im Wege stehen — Die beiden Brennpunkte des persönlichen Lebens — Der Wille und das Werden — Der Holzweg — Was soll ich tun? — Nur nicht voreilig! — Das Geheimnis der Lebensfreude — Die Kunst des Möglichen — Lebensbahnen — Gedanken über das Eigentum — Leben und Arbeiten — Die erzieherische Bedeutung der Ehe — Was haben wir von der Natur?

Hemmungen des Lebens

Vierte, vermehrte Auflage, 12.—16. Tausend

III, 242 Seiten 8⁰. In Leinwand geb. M. 3.—, in Leder M. 4.50

Inhalt: Die Trauer — Anhang: An einen Schwarzseher — Die Furcht — Die Sorge — Das Tragischnehmen — Die Unsicherheit — Der Zweifel — Das Kritisieren — Der Andere in uns.

C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung Oskar Beck München

Verlag der Christlichen Welt, Marburg

In unserm Verlag erschienen bisher:

Zwanzig Jahrgänge Christliche Welt. Register der Sachen und Bibelstellen von Christian Balzer 1907 — 1 Mk.

Die Zustände in Nordschleswig. Von Johannes Tiedje 1909 — 1.30 Mk.

Ueber monistische Ethik. Eine Abwehr. Von G Fraedrich 1912 — 80 Pfg.

Quousque tandem! Kritische Bemerkungen zum Kampf gegen die Geschlechtskrankheiten von Sanitätsrat Dr. Brennecke 1912 — 50 Pfg.

Durch jede Buchhandlung zu beziehen

„Los von Kant?"

Eine bahnbrechende Schrift von Moritz Bartsch II. Teil der „Populären Philosophie", deren I. Teil „Was ein moderner Mensch von Kants Erkenntnistheorie wissen muß!" glänzend beurteilt wurde.

Preis 1 Mk. geh., 1.50 Mk. geb. — Prospekte umsonst

Durch alle Buchhandlungen oder vom Verlag

Paul Schimmel in Breslau IX

Adolf Schustermann

Zeitungsnachrichten-Bureau
BERLIN SO.16, Spreepalast

Grösstes Nachrichten-Bureau mit Abteilungen für Bibliographie, Politik, Kunst, Wissenschaft, Handel und Industrie. Liest neben Tageszeitungen des In- und Auslandes die meisten Revuen, Wochenschriften, Fach-, illustrierte usw. Blätter

Das Institut gewährleistet zuverlässigste und reichhaltigste Lieferung von Zeitungsausschnitten für jedes Interessengebiet.

Prospekte gratis.

NEUIGKEITEN

aus dem Verlag von

J. C. B. MOHR (Paul Siebeck) und der H. LAUPP'schen Buchhandlung

in Tübingen

D. Dr. Ernst Troeltsch, Professor in Heidelberg, **Gesammelte Schriften:** II. Band. **Zur religiösen Lage, Religionsphilosophie und Ethik.**

Mk. 20.—, gebunden Mk. 24.—

Inhalt:

Die theologische und religiöse Lage der Gegenwart. — Aus der religiösen Bewegung der letzten Jahre. — Der Modernismus. — Die Religion im deutschen Staate. — Die Kirche im Leben der Gegenwart. — Religiöser Individualismus und Kirche. — Gewissensfreiheit. — Religion und Kirche. — Voraussetzungslose Wissenschaft. — Rückblick auf ein halbes Jahrhundert der theologischen Wissenschaft. — Die christliche Weltanschauung und ihre Gegenströmungen. — Christentum und Religionsgeschichte. — Empirismus und Platonismus in der Religionsphilosophie. — Was heißt „Wesen des Christentums?" — Wesen der Religion und der Religionswissenschaft. — Die Dogmatik der „religionsgeschichtlichen Schule." — Atheistische Ethik. — Grundprobleme der Ethik. — Moderne Geschichtsphilosophie. — Historische und dogmatische Methode in der Theologie. — Das religiöse Apriori. — Die Bedeutung des Begriffes der Kontingenz. — Die Mission in der modernen Welt. — Logos und Mythos in Theologie und Religionsphilosophie. — Die Zukunftsmöglichkeiten des Christentums im Verhältnis zur modernen Philosophie.

Preußischer Beamten-Verein in Hannover

(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungsanstalt für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamten, Geistlichen, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Tierärzte, Apotheker, Ingenieure, Architekten, Techniker, kaufmännische Angestellte und sonstige Privatangestellte.

Versicherungsbestand 429 213 840 M. Vermögensbestand 161 392 000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1912: rund 5 378 199 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei längerer Versicherungsdauer mehr als die Jahresprämie betragen können, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb niedrigste Verwaltungskosten.

Wer rechnen kann, wird sich aus den Drucksachen des Vereins davon überzeugen, daß der Verein sehr günstige Versicherungen zu bieten vermag und zwar auch dann, wenn man von den Prämien anderer Gesellschaften die in Form von Bonifikationen, Rabatten usw. in Aussicht gestellten Vergünstigungen in Abzug bringt. **Man lese die Druckschrift: Bonifikationen und Rabatte in der Lebensversicherung.**

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover.**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Bleyle's

Knaben-Anzüge

aus besten, reinwollenen elastisch-porösen Stoffen sind **gesundheitlich von höchstem Wert.**

Ausserordentlich haltbar daher billig!

Vorzüglicher Sitz! Elegante Formen!

Bleyle's Knaben-Anzüge

Kataloge von allen Verkaufstellen gratis!

Nächstgelegene Verkaufstelle zu erfragen durch die Fabrik

WILH. BLEYLE, Stuttgart.

Seite 18 des Kataloges wird besonderer Beachtung empfohlen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg i. H.